

4. Bischofszeller Schreibwettbewerb schreibLust & leseNacht

Samstag, 24. September 2022
Präsentation & Preisverleihung

Die besten Texte
Finalistinnen & Finalisten
Kinder, Jugendliche & Erwachsene
Ruhm, Ehre & Applaus
Die goldene Schreibfeder

Organisation:
Bücher zum Turm, Bibliothek Bischofszell und Schreibwerk Ost

Eine spannende Zeit neigt sich dem Ende zu... Vor über einem Jahr wurde der 4. Bischofszeller Schreibwettbewerb «schreibLust & leseNacht» lanciert. Es wurde geplant, besprochen, um Unterstützung gebeten, weitergeplant, ... Bis dann im März 2022 die offizielle Ausschreibung des Wettbewerbs erfolgte. Wir waren gespannt und alle unsere Erwartungen wurden übertroffen: Es sind 76 Beiträge in den Kategorien «Kinder», «Jugendliche» und «Erwachsene» eingegangen!

Aus diesen Texten haben die Jury-Mitglieder diejenigen ausgewählt, die an der «leseNacht» vom 24. September 2022 dem Publikum präsentiert und in dieser Broschüre publiziert werden. Die Reihenfolge der Beiträge innerhalb der drei Kategorien erfolgt alphabetisch nach den Nachnamen.

Die Aufgabestellung für alle Teilnehmenden war, dass sie aus einem kürzlich gelesenen Buch einen Satz auf Seite 15 auswählen und diesen in ihren Text einbauen. Diese Angaben sind jeweils am Schluss der einzelnen Beiträge vermerkt.

Wir möchten uns herzlich bei allen bedanken, die in irgendeiner Form zum Gelingen des Wettbewerbes beigetragen haben! Und nun: Viel Freude bei der Lektüre!

Bischofszell, im September 2022

Marion Herzog, Bücher zum Turm
Michèle Minelli, Schreibwerk Ost
Sandra Müller, Bibliothek Bischofszell

KATEGORIE «KINDER»

Frauchiger Matija Vier Helden: Rechnung	S. 4
Herzog Lorena Keine falsche Bewegung	S. 7
Schefer Aiyana Franky, der Bewegungsmuffel	S. 8
Steinmann Nino Die Prüfung des Alphas	S. 9
Torre Anna Konfettigrau	S. 11

KATEGORIE «JUGENDLICHE»

Brändle Sara Niemand kennt die Antwort	S. 13
Bürki Celeste Der Tod und seine kleine Schwester	S. 14
Heymann Malina Manchmal brauchts etwas Glück	S. 17

KATEGORIE «ERWACHSENE»

Badraun Daniel Azurblau ist mein Meer	S. 20
Berger Kathrin Äpfel und Birnen	S. 23
Granwehr Regula Schwund	S. 26
Haas Petra De Max chunnt au	S. 27
Michel Katharina Mitarbeitergespräch	S. 29

Vier Helden: Rechnung

von Matija Frauchiger, Bischofszell

Die Pferde waren braun und eher klein. Die Hufschläge wurden durch den dicken Schneeteppich gedämpft. Die vier Reiter lenkten die Pferde am Flussufer entlang. Sie achteten darauf, dass ihre Pferde nicht auf eisigen Grund geraten, denn wenn jemand in den Fluss fiel, würde er zweifellos sterben. Der älteste Reiter hatte kurze schwarze Haare und braune Augen. Ein grosses Schwert war an seinem Gurt befestigt. Er trug ausserdem einen grossen, schwarzen Umhang. Seine Schuhe waren aus grobem Leder und sein Wams aus Wolle. Dann sind da die beiden Brüder. Gross, stark und beide hatten ein grosses zweischneidiges Schwert in ihrer Scheide, die aus Leder war. Der Vierte im Bund hiess Gilan. Er war ein kleiner, drahtiger Junge, der auf einem sehr kleinen Pferd sass. Er hatte einen grünen Umhang und ein braunes Wams. Seinen Langbogen trug er über der Schulter. Sein Köcher steckte in einer Lederhülle neben dem Widerrist. Der Junge war etwa sechzehn Jahre alt, hatte braune Haare und dunkelbraune Augen.

Bald gelangten sie in ein kleines Wäldchen. Die Bäume waren kahl und mit Schnee bedeckt. Die vier Reiter ritten einen kleinen Trampelpfad entlang. Andariel war der Anführer der Truppe. Er stieg vom Pferd, denn er hatte einen Stofffetzen am Boden gesehen. In genau diesem Moment zischte ein Pfeil haarscharf an seinem Kopf vorbei und bohrte sich in eine Eiche. Nun war auch der Schütze zu sehen. Er war gross und muskulös. Sein Kettenhemd war unter seinem Umhang nicht gut zu erkennen. Gilan spannte den Bogen blitzschnell und schoss. Diese Geschwindigkeit hätte niemand von ihm erwartet. Dieser schlanke Junge sah nicht sehr stark aus und dennoch, diese Schnelligkeit. Der Pfeil durchbohrte die Wade des Mannes. Gilans Augenmerk galt dem Mann, der stöhnend auf dem Boden lag. Leichtfüssig sprang Gilan vom Pferd. Er legte sein Sachsmesser, das er unter seinem Arm verborgen hatte, an die Kehle des Mannes. „Wie heisst du?“ „John“, stotterte er. „Sind noch mehr von euch hier?“ „Nein, ich bin allein“. „Du musst mich nicht anlügen“. Gilan drückte ihm sein Sachs noch mehr in die Haut. „Noch zwanzig Mann“, würgte John, denn er bekam nicht mehr sehr viel Luft. Gilan steckte das Messer weg. In der Zwischenzeit haben die beiden Brüder Malio und Aurun ein Seil geholt. Sie fesselten John an einen Baum und knebelten ihn. Gilan und Aurun schlichen in Richtung des Räuberlagers, dessen Standort John ihnen verraten hatte. „Vielleicht hat er uns auch belogen“, flüsterte Aurun. „Ich glaube nicht. Dafür ist er einfach zu dumm“, flüsterte Gilan scherzhaft zurück. Bald erreichten sie das Lager. Ein Feuer brannte, und darauf wurde ein Wildschwein gebraten. Etwa ein Dutzend Mann waren im Lager zu sehen. Gilan schlich langsam zu einem Zelt. Sein grüner Umhang diente dabei als perfekte Tarnung. Als er sich hinter dem Zelt aufrichtete, stiess er seine Kapuze zurück und nahm ein Holzbündel in die Hand. Du musst immer so aussehen, als hättest du eine Aufgabe, hatte sein Vater immer gesagt. Gilan lief los. Er hielt bei einem grossen Zelt inne.

Drei Männer redeten miteinander. „Hat es geklappt? Sind die vier Reiter beseitigt?“ „Leider nein, Sir, ich meine, Mylord“. „John ist unser bester Bogenschütze, das hätte er doch hinkriegen müssen“, sagte eine brummige Stimme. „Ich will, dass ihr diese Reiter beseitigt.“ „Ja Iratus, Mylord.“ Gilan hörte Schritte. Schnell lief er weiter. Das Holzbündel legte er unter eine Kiste. Als er wieder bei Aurun war, fragte er: „Hast du was herausgefunden?“ „Und ob. Die Banditen wurden von Iratus beauftragt uns zu töten.“ Gilan und Aurun berichteten den anderen mit möglichst wenigen Worten, was passiert ist. „Dann müssen wir jetzt schnell weg. Nicht dass er uns noch erwischt“, sagte Andariel. Die vier stiegen auf ihre Pferde und gaben ihnen Schenkeldruck, so dass sie in einen Galopp gingen. „Da sind sie!“, schrie ein Späher von den Banditen. Einige Räuber stiegen auf Pferde und verfolgten sie. Die anderen gingen wieder zu ihrer täglichen Arbeit über.



Gilan schoss. Sie galoppierten durch ein kleines Wäldchen. Die Hälfte der Verfolger haben sie abgehängt oder Gilan hat sie mit dem Bogen niedergestreckt. Einige Pfeile zischten an Gilans Kopf vorbei. Die Banditen waren meist mit Speeren oder Schwertern bewaffnet. Plötzlich drehten sich Aurun und Malio um. Die beiden Schwerter hielten sie locker in der Hand. Die Verfolger waren nur noch wenige Pferdelängen entfernt. Aurun liess sein Schwert herabsausen. Er erinnerte sich sehr gut an die Übungen, die er einst stundenlang übte. „Dach, Eber, Zwerg“, rief sein einstiger Lehrmeister. Diese Schläge und noch mehr hatte er jahrelang trainiert. Der Gegner sank zu Boden. Nun vollführte Aurun einen Dachs Schlag. Der zweite Bandit konnte den Schlag parieren und griff an. Aurun wurde überrascht und duckte sich gerade noch von einem Schlag weg. Der Bandit war ein guter Schwertkämpfer. Als er gerade zu einem Schlag in Auruns Herz ausholte, zischte urplötzlich ein Pfeil in seine Hand. Der Bandit liess das Schwert vor Schmerzen fallen und floh. Gilan schoss nun innerhalb von Sekunden drei Pfeile ab. Zwei Banditen sanken zu Boden. Die meisten Banditen waren keine guten Schwertkämpfer. Langsam gaben sie die Verfolgung auf. Die vier liessen das Wäldchen hinter sich. „Warum wollten sie uns aufhalten?“, dachte Malio laut. „Das müssen wir herausfinden“, entgegnete Andariel. „Der Schlangewald ist nicht weit von hier entfernt, wir könnten dort unser Nachtlager aufschlagen“, schlug Gilan vor. „Gute Idee“, sagte Andariel. Die Pferde galoppierten in Richtung Schlangewald. Ein kleiner Bach schlängelte sich den Waldweg entlang. Eine grosse Eiche erstreckte sich vor ihnen. Es war sehr kalt. Schnee lag auf den Bäumen und der Nebel war undurchdringbar. Schlagartig spürten alle die Unruhe der Pferde. Sie schnaubten unruhig und blähten ihre Nüstern auf. Gilan stieg vom Sattel. Den Bogen nahm er von der Schulter und spannte ihn. Abrupt vernahm er ein leises Hüsteln. Ein grosser, stämmiger Mann mit einem grossen Schwert rannte plötzlich auf Gilan zu. Er hatte ein zeretztes Hemd und lange, braune Haare. Abrupt fiel er zu Boden. Gilans Pfeil hatte sich in seine Wade gebohrt. „Du gehörst zu Iratus Männern“, stellte Gilan fest. „Warum will er uns loswerden? Kennt er uns?“ „Er kennt euch nicht. Er will euch loswerden, weil ihr ihn belauscht habt“, antwortete der Mann namens Klaus. „Es gibt keinen Grund zu lügen“, Gilan hatte inzwischen sein Sachs gezogen und legte ihn an die Kehle von Klaus. „Er hat eine riesige Armee, um die Tore von Burg Sonnenfels zu stürmen“. „Das wissen wir schon, aber jetzt rückt endlich raus, warum er uns töten will.“ Er weiss, dass ihr den König warnen wollt“, antwortete Klaus prompt, denn er fürchtete, dass Gilan ihn sonst mit dem Sachs umbringt. Gilan stiess Klaus das Heft des Messers in die Schläfe. Als sie etwa eine halbe Stunde weitergeritten sind, entdeckten sie einen guten Platz für das Nachtlager. Alle waren müde und schliefen schnell ein. Am Morgen wachte Malio als erster auf. Er entfachte ein Feuer und köchelte darauf einen Eintopf. Als die anderen auch aufwachten, schlangen sie den Eintopf hinunter, sattelten ihre Pferde und ritten los. Schnell liessen sie den Schlangewald hinter sich. Ein grosser Hügel war sichtbar und darauf stand Burg Sonnenfels. Die vier ritten auf einer saftigen Wiese. Schnell galoppierten sie den Hügel hinauf. „Ich bin froh, dass wir nicht mehr unter freiem Himmel schlafen müssen“, sagte Gilan. „Die Pferde werden es uns ebenfalls danken, wenn sie

ein paar Nächte im Stall verbringen dürfen“. Andariel lächelte. Die vier waren nun am Schlosstor angelangt. Zwei Wachen standen vor dem Tor. Beide trugen ein Kettenhemd und darüber trugen sie einen Wappenrock. Die beiden kreuzten die Hellebarden. „Halt“, sagte der eine barsch. „Was wollt ihr?“, fragte der andere in demselben abweisenden Ton. „Wir haben eine wichtige Nachricht für den König. Es ist dringend“, sagte Andariel. „Wisst ihr, was auch dringend ist?“ Der Wachmann machte eine kurze Pause. „Dass ihr wieder mal eure Windeln wechselt“, sagte er zynisch und lachte laut los. Andariel packte den Wachmann am Kragen. Das Schwert hatte er gezogen. Nun stiess er dem Wachmann den Knauf in den Magen. Der zweite Wachmann wollte mit seiner Hellebarde Andariel aufspießen, doch Andariel wich aus, packte die Hellebarde und schleuderte den Wachmann zu Boden. Andariel und Gilan hetzten die Treppe zum Thronsaal hinauf. Die Wände waren aus Marmor und die Bodenfliesen waren aus Hartholz. Die Treppe war mit einem dunkelroten Teppich überzogen. „König Louis!“, Andariel jagte in den Thronsaal. „Iratius Baron von Krossbrenn hat eine riesige Armee. Er will den Thron an sich reißen. Die Armee ist noch etwa eine Meile von hier entfernt!“ Der König stand auf, setzte sich aber gleich wieder. Schnell liess er den Hauptmann rufen. „Wie viele sind es etwa?“, fragte der König. „Mindestens zweihundert Mann“, antwortete Andariel. „Wir sind nur fünfzig Mann und zwanzig Bogenschützen“, sagte der Hauptmann. „Wir könnten die Bogenschützen im Schlangenberg verstecken. Wenn die gegnerische Streitkraft genug weit weg vom Schlangenberg entfernt ist, schlagen unsere Bogenschützen zu“, schlug Gilan vor. „Gute Idee“, sagte Louis freudig. Hauptmann Heudbrann rannte aus dem Thronsaal. „Ich werde unsere Truppe sofort bereit machen.“

Nach etwa einer halben Stunde Vorbereitung wurde der Alarm geschlagen. „Gegnerische Truppe in Sicht!“ Iratus' Armee kam schnell voran. Fast die Hälfte ritt auf Pferden. Etwa zwanzig Mann schleppten einen Rammbock mit sich. Gilan und die zwanzig Bogenschützen hatten sich einen guten Ort ausgesucht, von dem aus sie die feindliche Truppe sehen konnten, selbst aber durch die Büsche getarnt sind. Iratus' Trupp war nun ziemlich nah an der Burg. Da ertönte ein Horn. Das Signal zum Schiessen. Die Bogenschützen legten alle einen Pfeil an. Sie waren in zwei Reihen aufgeteilt. In jeder Reihe zehn Schützen. Die erste Reihe schoss. Als sie wieder anlegten, schoss die zweite Reihe. So waren die Feinde immer einem gefährlichen Pfeilhagel ausgesetzt. Die Männer von Iratus hielten schützend die Schilde hinter sich. Genau in diesem Moment warfen die Männer von Louis Speere, Steine und heisses Pech auf die Angreifer. Nun folgte nochmals ein Pfeilhagel der Bogenschützen. Die Truppe von Iratus hatte nun schon mindestens zwei Dutzend Mann verloren. Okub, der Hauptmann von Iratus' Trupp, hielt Ausschau nach den Bogenschützen. Wieder traf eine Salve von Pfeilen Iratus' Armee. Steine und Speere wurden von der Burg geworfen und eine weitere Salve folgte. Okub liess wütend den Rückzug anordnen. Ein weiterer Pfeilhagel folgte. Nun war es den Männern zu viel. Rücklings flohen sie. Die Bogenschützen jagten ihnen die letzten Pfeile hinterher. Louis' Trupp hatte nur fünf Mann verloren. Hingegen Iratus' Trupp hatte über fünfzig Mann verloren. Gilan sah der Truppe hinterher, da entdeckte er Iratus hinter einem Felsen. Er schäumte vor Wut und rief seinem Hauptmann Schimpfwörter zu. Gilan spannte den Bogen und schoss. Der Pfeil traf Iratus und durchbohrte sein Herz. Nun brach ein grosses Durcheinander aus und die Truppe floh so schnell sie konnte.

An diesem Abend veranstaltete Louis ein grosses Fest auf der Burg. Die Ehrengäste waren natürlich Gilan, Andariel, Aurun und Malio.

Die Chroniken von Araluen – Wie alles begann John Flanagan

«Die Pferde werden es uns ebenfalls danken, wenn sie ein paar Nächte im Stall verbringen dürfen.»

Keine falsche Bewegung

von Lorena Herzog, Bischofzell

Wir stehen in der Küche, denn heute ist unser Tag. Wir werden den ultimativen Backwettbewerb gewinnen. Meine Schwester und ich haben alles eingeplant und unsere achtstöckige Torte mehrmals gebacken, und am Ende war sie fehlerfrei. Der Leiter macht einen sehr strengen und ungeduldigen Eindruck. Wenn man einen Kuchen backt, muss man zuerst alles planen und dafür sorgen, dass alle Zutaten vorhanden sind, danach muss man die Grundform vom Kuchen backen, erst am Schluss geht es zum Dekorieren. So bewegt sich die Torte von einem normalen Kuchen zu einer bezaubernden Torte. Und los geht's! Wir holen alle Zutaten, die wir benötigen. Der Biskuitboden unserer Torte ist schon so gut wie fertig, nun fehlt uns nur noch die oberste Schicht, leider ist meine Gehilfin Larissa nicht ganz bei der Sache... Sie lässt sich ständig von einem perfekt aussehenden und talentierten Jungen namens Lino ablenken. Es hört sich jetzt vielleicht so an, als würde ich ihn toll finden, aber das ist nicht der Fall. Die schönen Jungs sind meistens arrogant. Aber Schluss damit, wir backen nun weiter. „Achtung, Georg kommt“, flüsterte ich Larissa zu, die gerade den Kuchen in den Ofen schob. „Hallo Georg, was gibst's?“ „Ich komme nur mal vorbeischaun, wie es bei euch zugeht. Kommt ihr gut zurecht?“ „Natürlich, sind die anderen genauso gut wie wir oder besser?“, fragte ich. „Das darf ich euch leider nicht verraten. Also dann bis später.“ Ein paar Minuten später kommt Lino zu uns und fragt, ob wir noch Zucker haben, denn seiner ist ausgegangen. Larissa griff gleich nach dem Zucker und gab ihn ihm. „Brauchst du sonst noch etwas?“, fragte sie liebevoll. Seine Antwort war „Ne.“ Larissa sah Lino verliebt, aber auch leicht enttäuscht nach. Sie machte den Backofen an. Nun sind alle fertig bis auf uns. „Riechst du das auch, Lorena? Es riecht verbrannt und kommt aus unserer Küche.“ „Oh Nein! Du hast recht, aber es geht noch mindestens 5 Minuten.“ „Sicherlich ist es die Hitze“, meint Georg. Die Torte vom Platz zu bewegen ist gar nicht so leicht, und weil sowieso schon alles schief gelaufen ist, war es auch klar, dass sie auf den Boden fiel. Und so haben ich und Larissa den Backwettbewerb verloren. Aber Lino hat auch nicht gewonnen und das nur wegen Larissa, weil sie ihm aus Versehen Salz anstatt Zucker gegeben hat. So hat Nina, die Tortenkünstlerin aus meiner Klasse, gewonnen. Sie hat den Wettbewerb auf eine ehrliche Weise verdient.

Fünf Freunde ermitteln wieder Enid Blyton
„Sicherlich ist es die Hitze“, meinte Georg.“

Franky, der Bewegungsmuffel

von Aiyana Schefer, Zihlschlacht

Franky ist eine süsse kleine, aber sehr pummelige Hummel. Ausserdem hasst es Franky, sich zu bewegen. Am liebsten liegt er den ganzen Tag in seiner Hängematte und döst. Seine Freunde Rico, die Wespe, und Fynn, die Biene, lieben es, sich zu bewegen. Sie fliegen um die Wette und machen Loopings. Sie fragten Franky immer wieder, ob er mitmachen wolle, aber Franky erfand immer neue Ausreden, damit er nicht mitkommen musste. Mal hat er sich den Flügel verstaucht oder ihm war es angeblich zu kalt. Er war eben ein Bewegungsmuffel.

Natürlich wussten Rico und Fynn, dass Franky einfach nur zu faul war. Doch an einem richtig sonnigen Samstag reichte es Rico und Fynn. Irgendwann wird Franky noch richtig krank, denn immer nur herumliegen ist schliesslich nicht gesund. Und sie überlegten sich einen Plan. Sie kamen zu einem Entschluss. In der Nähe gab es einen Bauern, und dieser Bauer hasste Insekten und vernichtete alle, die er erwischen konnte. Ausserdem besitzt er ein kleines Mohnblumen-Feld. Und Mohnblumen waren Frankys absolute Lieblingsblumen. Und jetzt im Sommer fangen sie auch endlich an zu blühen. Die Mohnblumen wurden von dem Bauern wie ein Schatz gehütet. Also mussten sie Franky nur noch zum richtigen Zeitpunkt zu den Mohnblumen locken.

Und schon am nächsten Morgen sahen sie den Bauern auf dem Mohnblumen-Feld. Sie flogen schnell zu Franky und sagten ihm, dass sie eine wunderschöne und leckere Mohnblume gefunden haben, die er unbedingt probieren muss. Nach ein bisschen Überredungskunst kam Franky schliesslich mit. Sie flogen zu einer Blume, die gleich neben dem Bauern wuchs. Sie hatten Glück, die Blume war wirklich schön und lecker. Der Bauer bemerkte sie erst nicht.

Während Franky sich die Pollen schmecken liess, versuchten Rico und Fynn unauffällig die Aufmerksamkeit des Bauern auf sich zu ziehen. Sie mussten nur ein bisschen laut summen und schon sah der Bauer sie an. Kaum hatte er sie entdeckt, zückte er einen Insektenspray, den er wahrscheinlich immer bei sich trug. Jetzt wurde es gefährlich.

Mittlerweile hatte auch Franky den Bauern bemerkt. Und starrte ihn an. Der Bauer wollte gerade lossprayen, da packten Fynn und Rico Franky und flogen los. Erst hing Franky wie ein Sack Kartoffeln an ihnen, doch auf einmal zischte er wie eine Rakete los, so schnell, dass Fynn und Rico Mühe hatten, ihm zu folgen. Der Bauer schrie ihnen etwas hinterher, aber das interessierte sie jetzt überhaupt nicht. Sie waren so von Frankys Tempo überrascht. Der wartete etwas weiter auf einem Löwenzahn.

Sie wussten, dass Franky bemerkt hatte, was sie geplant hatten. Schliesslich war Franky ja nicht dumm. Allerdings sah Franky glücklich aus. «Das war super, gleich nochmal!», rief Franky. Rico und Fynn waren sprachlos. Dass ihr Plan so gut funktionierte, hatten sie nicht erwartet. Doch dann fing sich Rico wieder und sagte: «Meinst du das im Ernst?» «Na klar, das war super.» Jetzt hatte auch Fynn sich wieder gefangen: «Das heisst, dass du jetzt auch mit uns Loopings fliegst und die Hornissen ärgerst?» «Wir sind gerade einem Bauern entflohen, der uns vernichten wollte. Wie soll das denn bitte eine Herausforderung sein? Klar!»

Auf magischen Pfoten – Im Zauberwald Sue Bentley
«Wie soll das denn bitte schön eine Herausforderung sein?»

Die Prüfung des Alphas

von Nino Steinmann, Oberbüren

Luan sprang mit einem Satz über einen Felsbrocken. Irgendwo musste dieses Wolfsrudel doch sein! Er war schon Tage unterwegs und hatte noch immer nichts gesehen oder gerochen. Und bald würde es schneien. Doch seine Wolfsnase liess ihn auch dieses Mal nicht im Stich. Ja, hier waren Wölfe entlang gegangen. Zwei oder drei vielleicht. Als die Sonne hoch am Himmel stand, sah er sie. Vier Wölfe lagen unter einem knappen Dutzend Buchen, am Ufer eines Bergbaches, und dösten vor sich hin. Drei weibliche und ein männlicher Wolf. Eine Wölfin kam auf Luan zu. An ihrer majestätischen Haltung und den würdevollen, ruhigen Schritten erkannte Luan, dass es sich bei dieser Fähe um die Alphawölfin handelte. „Wer bist du? Und warum dringst du in unser Revier ein?“, fragte die Leitwölfin misstrauisch. Der Jungwolf antwortete: „Ich heisse Luan und bin zwei Jahre alt. Ich habe...“ „Wir sind wieder da!“, rief eine tiefe und kraftvolle Wolfsstimme. Die Stimme gehörte einem ausgewachsenen, kräftigen und vor allem sehr grossen Wolf. Seine Augen blickten wachsam und in seinem Mund konnte man eine Reihe scharfer, sehr langer und spitzer Reisszähne ausmachen. Dieser Grauwolf war der Gefährte der Alphawölfin: der Alphawolf. Der Alphawolf ist der oberste Wolf im Rudel. Hinter ihm traten drei weitere Wölfe aus dem Gebüsch. Zwei weibliche und ein männlicher. Der Leitwolf ging auf Luan zu und fragte neugierig: „Und wer bist du? Warum bist du hier?“ „Ich heisse Luan und bin zwei Jahre alt“, wiederholte der junge Grauwolf. „Ich habe mein Rudel verloren. Ein Jäger hat alle anderen Rudelmitglieder erschossen. Ich habe gehört, dass hier, tief in die Alpen zurückgezogen, ein Rudel Grauwölfe lebt. Also habe ich mich auf eine Reise begeben, die fünf Monde gedauert hat. Nun bin ich hier und möchte fragen, ob ich Teil eures Rudels werden könnte“, erzählte Luan traurig. Nach kurzem Nachdenken meinte der Alpha: „Ja, das darfst du, aber nur unter einer Bedingung: Du musst eine Prüfung bestehen. Und zwar folgende: Solltest du es schaffen, ohne Hilfe eines ausgewachsenen Wolfes einen ausgewachsenen Rothirsch zu erlegen, nehmen wir dich im Rudel auf. Ansonsten wirst du alleine zurechtkommen müssen.“ „Aber - ich kann noch keinen Hirsch erlegen! Und es gibt in diesem Tal doch sowieso keinen Wolf, der nicht ausgewachsen ist!“, protestierte Luan. Der Leitwolf legte sich seelenruhig auf den Boden und entgegnete: „Dann wird es jetzt eben Zeit, dass du lernst, einen Hirsch zu erlegen. Übrigens: Es gibt einen Wolf oder besser gesagt eine Wölfin im Rudel, die noch nicht ausgewachsen ist. Ihr Name ist Farna. Aber sie schafft es bei Weitem nicht, einen Hirsch zu erlegen“, meinte der Alphawolf, legte seinen Kopf auf seine Pfoten und schloss das Maul. Die anderen Wölfe lachten über das, was der Leitwolf über Farna gesagt hatte. Luan wollte wissen: „Wie lange habe ich Zeit, um den Rothirsch zu töten?“ „Morgen findet die Prüfung statt. Du hast von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Zeit, um deine Aufgabe zu erfüllen. Und wenn du merkst, dass du es nicht schaffst, kannst du ja Hilfe bei Farna holen“, lachte der Alphawolf. Das ganze Rudel lachte abermals. „Ich würde vorschlagen, dass ich mein Rudel und mich einmal vorstelle. Also, ich heisse Aton und bin Alphawolf“, sagte der Leitwolf mit einem leichten Anflug von Stolz in der Stimme. „Und die Fähe neben mir heisst Fala und ist Alphawölfin. Sie ist meine Gefährtin“, sagte Aton und schleckte Fala über die Nase. „Das hier ist Lana, sie ist Betawölfin“, meinte der Alpha und trat neben eine kräftige, grosse und wachsamer Fähe. „Die beiden anderen Wölfe, die mit mir zu euch gestossen sind, heissen Aralea und Rono. Sie sind Jäger“, stellte der Alphawolf eine kleinere, flinke Fähe und einen grossen Wolf mit groben Gesichtszügen vor. Dann ging er zu den drei Wölfen, die immer noch unter den Buchen lagen und sagte: „Diese drei hier heissen Zara, Selana und Remino. Zara und Selana passen auf, dass kein Mensch das Revier betritt. Und Remino ist Omegawolf.“ „Danke, dass du mir dein Rudel vorgestellt hast. Kann ich eine Runde im Wald spazieren gehen?“, fragte Luan. „Ja“, meinte Aton knapp. Eigentlich hatte Luan gar keine Lust, spazieren zu gehen. Nein, Luan wollte Farna aufsuchen. Nach einem kurzen Marsch durch den Wald fand er sie. Die

Jungwölfin lag unter einer alten, knorrigen Eiche und knabberte Fleischreste von einem Knochen. Die Wölfin war klein, aber kräftig. Sie hatte ein wildes, verstrubbeltes Fell. Als sie ihn kommen hörte, stand sie auf und fragte: „Wer bist du? Und was machst du hier?“ Luan erzählte ihr von seinem alten Rudel, dem Jäger und der Prüfung. „Und ich finde, dass es gemein ist, dass du von den anderen Wölfen so herablassend behandelt wirst“, fügte er hinzu. „Gemein hin oder her. Daran kannst du nichts ändern. Aber du hast Recht, es ist zum Verzweifeln. Niemand respektiert mich. Und das nur, weil ich keinen Hirsch erlegen kann. Aber ich brauche das Rudel. Verstehst du?“, meinte Farna verzweifelt. Die Traurigkeit in ihrer Stimme schnürte Luan fast die Luft ab. „Na klar verstehe ich das! Der Wolf braucht das Rudel und das Rudel braucht den Wolf!“, sagte Luan schnell, „Aber wenn wir den Hirsch gemeinsam erlegen, wirst du respektiert und ich werde in eurem Rudel aufgenommen.“ Diese Idee gefiel Farna. Sie machten ab, sich bei Sonnenaufgang wieder unter der Eiche zu treffen.

Als die Sonne langsam aufging, machte sich Luan auf den Weg zur Eiche. Der Boden war gefroren. Farna wartete schon auf ihn. Er begrüßte sie mit einem Kopfnicken. Seite an Seite machten sie sich auf die Suche. Als die Sonne ganz am Horizont stand, erblickten sie ihn. Ein ausgewachsener, stolzer Rothirsch stand hinter einem Felsbrocken im Morgenrot. Luan schlich um den Fels und attackierte von links, während Farna von rechts angriff. Der Hirsch drehte sich um und suchte das Weite. Farna und Luan machten sich sofort an die Verfolgung. Aber der Hirsch war schnell, sehr schnell. Der Hirsch flüchtete talaufwärts. Farna rannte von rechts auf den Rothirsch zu. Dieser schlug einen Haken und wich einem Baum aus. Dann begann es zu schneien. Erst nur leicht, dann immer dichter. Luan trieb den Hirsch nach rechts. Farna schnappte nach dem Hinterteil des Hirsches. Der Rothirsch wich aus, bekam dafür aber Luans Zähne zu spüren. Luan hatte die Flanke des Hirsches mit seinen Zähnen nur leicht gestreift, deswegen bluteten die Zahnspuren nicht. Farna startete eine weitere Attacke. Nach weiteren Kilometern wurden die Schritte des Hirsches langsamer. Schliesslich brach er erschöpft zusammen. Die beiden Jäger zogen den toten Hirsch unter einen Baum, legten sich hin und ruhten sich aus. Es hatte aufgehört zu schneien und Luan fragte: „Warum sagen alle, dass du bei Weitem keinen Hirsch erlegen kannst? Das hättest du doch locker alleine geschafft!“ „Alleine geschafft hätte ich es schon, aber ich habe mich nicht alleine getraut. Bevor du fragst warum: Ein Jäger unseres Rudels ist bei der Hirschjagd ums Leben gekommen. Er hiess Aldo und war noch sehr jung. Vor zwei Wintern war das ungefähr“, erzählte Farna. Zusammen wuchteten sie den Hirsch zum Lager des Rudels, um ihn Aton dem Alpha zu zeigen. Dieser staunte nicht schlecht: „Was? Ihr habt den Hirsch gemeinsam gejagt?“ „Ja, haben wir“, sagten beide gleichzeitig. „Gut, Luan: Willkommen im Rudel! Und Farna: Es war ungerecht, dass wir dich ausgeschlossen haben, nur weil du keinen Hirsch erlegen konntest. Wir werden dich in Zukunft als Jägerin respektieren“, meinte der Leitwolf feierlich. „Ich will nur Jägerin werden, wenn Luan auch Jäger wird“, erwiderte Farna. Der Leitwolf sagte sofort: „Gut, von mir aus.“ Luan und Farna jubelten. Von diesem Tag an waren sie Freunde.

Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer Michael Ende
«Von diesem Tag an waren sie Freunde.»

Konfettigrau

von Anna Torre, Bernhardzell

Tränen rannen Emily die Wange hinunter, als sie ins Auto stieg und alles hinter sich zurückliess. Ihre Freunde, ihre Umgebung und ihr Zuhause. Ihre Mutter konnte die Miete nicht mehr bezahlen, deshalb mussten sie nun weg. In ein kleines Dorf. Ein letztes Mal schaute das rothaarige Mädchen durch das Autofenster zu ihrem Haus zurück. Dann sprang der Motor an und das Auto setzte sich in Bewegung. Weder Mutter noch Tochter sprachen auf der langen Fahrt. Zwei Stunden später hielten sie an. Emily hatte die ganze Zeit geschlafen, doch jetzt lief es ihr kalt den Rücken hinunter: „Mama, sag jetzt nicht, dass wir hier wohnen?“ Ihre Mutter Isabella schaute ihr tief in die Augen: „Doch, das ist unser neues Zuhause.“ Emily war sprachlos. Alles war grau. Der Betonboden unter ihr, die Wände der Häuser, die Autos auf den Parkplätzen, sogar die wenigen Menschen, die durch die Gassen liefen, wirkten grau. „Lass uns erst einmal in unsere Wohnung gehen und die nötigsten Sachen auspacken“, sprach die Mutter zu der erschrockenen Tochter. Eine Weile später sassen die beiden auf Kartonschachteln um einen kleinen Tisch in ihrer, wie könnte es anders sein, grauen Wohnung. „Wir werden uns hier bestimmt gut einleben. Morgen gehst du das erste Mal hier zur Schule und ich werde auch arbeiten gehen“, verkündete Isabella. Emily nickte nur und dann ging sie erschöpft ins Bett. Als sie am nächsten Morgen von ihrem Wecker geweckt wurde und aufstand, fasste sie einen Entschluss. Sie wollte hier etwas bewegen. Es geht nicht, dass hier alles so grau ist! Voller Tatendrang machte sie sich auf zur Schule. Den Schulweg kannte sie, denn sie war ihn mit ihrer Mutter schon einmal abgelaufen. Vor der Schule standen knapp 80 Kinder. Emily setzte sich auf eine kleine Bank und wartete, bis es klingelte. Doch bevor dies geschah, kam ein Mädchen auf sie zugelaufen. Es hatte blonde Haare und grosse blaue Augen. „Hallo, bist du die Neue?“, fragte es neugierig. „Ja, das bin ich. Ich heisse Emily, und du?“ „Ich bin Leonie. Du bist mit mir in derselben Klasse. In der 6b. Und der da drüben“, sie zeigte auf einen Jungen, der einige Meter abseits stand, „das ist Tim. Er ist mein Zwillingbruder und geht auch in die 6b.“ „Wie ist die Schule hier denn so? Und warum ist alles so grau und düster in diesem Dorf?“, wollte Emily wissen. „Die Schule ist schrecklich. Das Fach Kunst gibt es nicht. Die Lehrerin ist sehr streng, und auch hier ist alles grau. Das will der Bürgermeister nämlich so. Keiner weiss warum. Dabei würde es mich brennend interessieren. Ich mag grau nämlich nicht“, antwortete Leonie. Da klingelte es. Die Schule war wirklich abscheulich, musste Emily feststellen. „Wollen wir uns heute Nachmittag treffen und etwas gegen das Grau unternehmen? Wir könnten Kreidebilder auf die Strassen malen?“, fragte Emily ihre neue Freundin. Mit Freundschaften schliessen hatte sie noch nie Mühe gehabt. Leonie war begeistert und fragte gleich noch ihren Bruder, ob er auch kommt. Auch er stimmte zu und die drei verabredeten sich um drei Uhr bei Emily. Pünktlich um drei klingelte es bei ihr. Sie hatte die Kreiden schon bereitgestellt und die drei legten los. Sie malten viele schöne Kunstwerke, bis plötzlich eine graue Limousine in die Strasse einbog. „Oh weh! Das ist der Bürgermeister!“, rief Tim erschrocken. „Der wird nicht begeistert sein“, meinte Leonie. Und da hatte sie recht. Als der Bürgermeister die Farben entdeckte, hielt er an und stieg aus dem grossen Auto aus. „Was fällt euch ein, die Strassen BUNT anzumalen!“, schimpfte er los. Er sah sich um und entdeckte eine Giesskanne, holte sie sich und wusch all die schönen Bilder weg. Ohne ein weiteres Wort stieg er in sein Auto ein und fuhr weiter. „Unsere schönen Gemälde! Er hat sie einfach weggewaschen. Wieso macht man so was?“, fand Tim als erster seine Sprache wieder. „Das frage ich mich allerdings auch. Wir müssen mehr über den Bürgermeister erfahren.“ Emilys Stimme überschlug sich. „Aber wie?“ Leonie schaute skeptisch. „Wer weiss vieles über den Bürgermeister?“, fragte sie weiter. Die drei überlegten. „Ich hab’s!“, rief Emily. „Die Sekretärin. Die weiss bestimmt vieles. Weiss jemand, wo das Rathaus liegt?“ „Ja, es ist ganz in der Nähe“, riefen Leonie und Tim wie aus einem Mund. „Na dann, los!“ Die drei rannten los. Wenig später kamen sie vor einem grossen Gebäude zum Stehen. „Und was wollen wir sagen?“, überlegte Tim. „Der Bürgermeister ist ja

weggefahren. Das haben wir selbst gesehen. Ich würde die Sekretärin ganz direkt fragen. Sie wird uns schon nicht den Kopf abreißen“, fand Leonie, und die anderen beiden stimmten ihr zu. Also öffneten die drei die grosse Eingangstür. In der grossen Eingangshalle an einem Tresen stand eine kleine Frau. Sie hatte dunkles Haar, das sie zu einem Knoten zusammengebunden hatte. „Hallo miteinander. Was wollt ihr denn hier?“, fragte die Dame freundlich. „Äh also, wir äh...“, stotterte Emily. „Wir wollten sie fragen, ob sie wissen, was mit dem Bürgermeister los ist. Wieso ist alles grau? Wir haben Bilder auf die Strasse gemalt und er hat sie wütend weggespült“, übernahm Leonie das Wort. „Das habe ich mich auch schon gefragt. Ich kann es euch nicht sagen, aber kommt mal mit. Ich habe da etwas entdeckt, das euch bestimmt weiterhilft. Ich finde das Dorf nämlich auch zu grau und düster.“ Die Kinder folgten der Sekretärin. Diese öffnete eine Tür, lief bis zu einem grossen Schreibtisch. „Wo habe ich es denn gesehen?“, murmelte die Sekretärin vor sich hin. Sie schaute sich um. Dabei nahm sie alles genau unter die Lupe. Da schien es ihr wieder einzufallen, denn sie lief zu einem kleinen Tresor, tippte ein paar Zahlen hinein und holte ein altes verstaubtes Buch hervor. „Bitteschön, ich weiss, man soll nicht in Tagebüchern von anderen lesen, aber wenn es um so einen wichtigen Zweck geht, dürft ihr gerne hineinschauen.“ Sie übergab das Buch Tim, und der schlug es mit einem „Danke“ auf der zuletzt beschriebenen Seite auf.

Freitag 13. August 18:57

Liebes Tagebuch

Ich bin eigentlich nicht abergläubisch, doch heute ist mir wirklich das grösste Unglück passiert, das mir nur passieren kann. Du weisst ja, dass meine Mutter ausgezogen ist und ich mit meinem Vater alleine hier wohne. Das Letzte, was ich von ihr hatte, war der wundervolle Malkasten, der mir wirklich viel bedeutet hatte. All die Erinnerungen, wie ich mit meiner Mutter schöne Momente beim Malen hatte, steckten darin. Mit ihm wollte ich heute draussen ein Bild malen, doch ich stolperte und er fiel auf die Strasse. Da kam ein Auto und fuhr darüber. Das macht mich so wütend und traurig zugleich. Ich will nie wieder eine Farbe sehen. Weder blau noch gelb noch pink.

„Das ist die einzige Seite, zu der er kein Bild gemalt hat. Auf allen anderen Seiten ist ein Bild zu sehen. Er konnte wirklich schön zeichnen“, meinte Tim. „Ja, und jetzt wissen wir, warum alles grau ist. Aber dass ihm dieser Kasten so wichtig war“, überlegte Leonie, „da hingen, wie er ja geschrieben hat, sehr viele Erinnerungen dran. Und...“ Doch weiter kam Tim nicht, denn da stürmte der Bürgermeister mit der Sekretärin im Schlepptau ins Büro. Die warf den Kindern einen entschuldigenden Blick zu und sagte leise zu ihnen: „Ich konnte ihn nicht davon abhalten, in sein Büro zu gehen.“ Als der Blick vom Bürgermeister die Kinder traf und er schon den Mund geöffnet hatte, um etwas zu sagen, sagte die Sekretärin: „Ich habe sie hineingelassen.“ „Sie sind gefeuert!“, schrie er der Dame zu. Nun mischte sich Emily ein und erzählte von ihrem Plan, im Dorf etwas zu bewegen. „Ich finde es ungerecht, dass sie die Sekretärin gefeuert haben“, übernahm Leonie das Wort. „Sie wollte uns nur helfen, denn wir Dorfbewohner können nichts dafür, dass ihr Malkasten kaputt gegangen ist.“ Das trug nicht gerade zur Beruhigung der Lage bei. Der Bürgermeister schrie nur: „RAUS!“ Also machten sich die Kinder und die Sekretärin enttäuscht aus dem Staub. Doch als sie gegangen waren und der Blick des Bürgermeisters auf sein altes Tagebuch mit all den schönen Bildern fiel, stiegen ihm Tränen in die Augen. Er erinnerte sich daran, wie er vor vielen Jahren die Farben noch geliebt hatte. Und wie gerne er gemalt hatte. Ihm kam alles plötzlich total ungerecht vor. Also stürmte der grosse Mann aus dem Rathaus, entschuldigte sich bei der Sekretärin, stellte sie wieder ein und gab ihr gleich den Auftrag, bunte Kreiden zu kaufen. Mit denen schrieb er wenig später auf die Strasse: ENTSCULDIGUNG und klein darunter: „Jeder darf sich eine Farbe für sein Haus auswählen und das Haus wird auf Kosten des Rathauses in dieser Farbe angemalt.“ Und ein paar Wochen später hatten die drei ihr Ziel erreicht. Sie hatten etwas im Dorf bewegt: Es war von Steingrau zu Konfettibunt geworden.

Waldmädchensommer Theresa Czerny

«Das trug nicht gerade zur Beruhigung der Lage bei.»

Niemand kennt die Antwort

von Sara Brändle, Kradolf

Es heisst, man muss sich vorwärts bewegen. Mit der Welt mitlaufen, denn sonst verliert man das Gleichgewicht. Doch dafür ist es zu spät. Ich bin längst stehen geblieben. Umgefallen und komme nicht mehr hoch. Niemand merkt es, denn es ist nicht mein Körper, der sich nicht mehr bewegen kann. Es ist meine Seele, welche von solcher Leere erfüllt ist, dass sie nicht mehr die Kraft findet weiterzugehen.

Frag mich nicht, wieso dieses Gefühl von Leere so schwer ist. Leere ist doch leer. Sie sollte eigentlich leicht sein. Aber wer kann diese Frage schon beantworten. Wir denken ständig, wir seien allwissend, doch unser Kopf ist das grösste Mysterium von allen. Unser eigenes Leben ist es, welches wir nicht erklären können. Ein Chaos in uns drin. Manchmal ist der schlimmste Ort, an dem man sein kann, seine eigenen Gedanken. Wie oft ich schon versucht habe, da wieder herauszufinden. Ich kann schreien, doch niemand kommt mich retten. Vielleicht liegt es daran, dass sie es nicht für nötig empfinden. Dass sie den Schmerz, welcher klar erkennbar ist, ignorieren. Oder Sie sahen, die ganze Zeit, eben so wenig, als Sie hörten.

Vielleicht bin ich es auch einfach nicht wert, gerettet zu werden. Niemand von euch kennt mich wirklich. Ihr wisst nicht wer ich bin. Würdet ihr es wissen, würdet ihr mich verabscheuen. Wahrscheinlich dachtet ihr bis anhin, ich sei eine von den Guten. Doch ist es nicht so, dass derjenige, der die Geschichte erzählt, immer der Held ist? Die Unterscheidung von Gut und Böse ist so ein schmaler Grat. Sind wir im Grunde nicht alle Bösewichte? Wir tun schlimme Dinge, jede Minute unseres Lebens. Wenn wir zurück gehen würden, um alle Fehler zu verbessern, die wir gemacht haben, würden wir uns dann nicht selbst auslöschen? Jeder von uns ist sein eigener Teufel, und wir machen uns diese Welt zur Hölle. Für meinen Teil zumindest ist diese Aussage wahr.

Jedoch weiss ich noch immer nicht, ob nun das der Grund für meinen Schmerz ist. Der Grund dafür, dass niemand mir hilft. Bin ich wirklich selbst dafür verantwortlich? Was ich nun ganz sicher weiss ist, dass ich nicht stehen geblieben bin. Ich bewege mich lediglich in die falsche Richtung. Oder ist es doch die Welt, die dies tut?

Emilia Galotti Gotthold Ephraim Lessing
«Oder Sie sahen, die ganze Zeit, eben so wenig, als Sie hörten.»

Der Tod und seine kleine Schwester

von Celeste Bürki, Hauptwil

Die Geschichte, die ich dir erzählen möchte, spielt an einem unbekanntem Ort zu einer unbekanntem Zeit. An diesem Ort zu dieser Zeit lebten viele Menschen, die sich damit rühmten, den Tod besiegt zu haben. Doch trotz ihres Siegs alterten sie genauso schnell wie vorher und durch diese Erschütterung des Gleichgewichts wurde kein Kind mehr lebend geboren. Niemand wusste genau warum, es gab viele Theorien, aber der genaue Grund blieb unbekannt. Doch eines grässlichen Gewitterabends wurde in einem der Geburtshäuser gefeiert, denn ein Mädchen wurde geboren und sie lebte! Was kaum jemand wusste war, dass genau zu ihrer Geburt eine Dame namens Nia gestorben war. Diese hatte sich nach dem Tod all ihrer Liebsten dazu entschieden, ihnen zu folgen, obwohl niemand sie in ihrem Vorhaben unterstützte. Das junge Mädchen mit Namen Lia wuchs heran, doch es gab keine Kinder in ihrem Alter und so kam es, dass sie an ihrem achten Geburtstag ganz alleine an einem Bach sass und dem munteren Rauschen des Wassers lauschte. Wie sie so am Gerinne hockte, meinte sie, zwischen dem Rauschen eine leise Stimme zu hören. Sie hob den Kopf und sah sich das Ufer genauer an, nur um zu beschliessen, dass es sich dabei um eine wilde Phantasie handeln musste, als sie plötzlich genau verstand, was die Stimme sagte: „Ich bin nicht am Ufer des Baches zu finden, sondern in dir. Denn ich bin dein Wesen und nun höre mich an. Du musst reisen, weit fort von hier. Reise, um Tod zu heilen und Leben wieder Freude zu schenken.“ „Ich soll reisen? Wie? Und wohin?“, fragte Lia in das leise Plätschern des Baches. Doch alles blieb wie es war, die Stimme kehrte nicht zurück. Lia trat an den Bach, formte ihre Hände zu einem Gefäss und tauchte sie ins kühle Nass, um sich das kalte, aber erfrischende Wasser ins Gesicht zu schütten und ihre Verwirrung zu vertreiben. Doch der Grund des Baches schien mit ihren Händen, welche sie immer tiefer ins Flussbett steckte, auch tiefer zu werden. So verwandelte sich der lustige Bach langsam, aber sicher zu einem wütenden, reissenden Fluss. Sie konnte sich nicht erklären, wie dies möglich war, doch der Fluss gab ihr kaum Zeit zu denken, so stark riss er an ihren Fussknöcheln und forderte sie seinem Sog nachzugeben. Schlagartig wurde ihr bewusst, dass sie nicht mehr zurückkonnte, und so ergab sie sich dem Wasser. Als ihr Kopf unter Wasser tauchte, wurde sie nicht nass und auch die Luft blieb ihren Lungen erhalten. Sie flog in einer seltsamen Schwerelosigkeit durch das Flussbett, welches nun völlig anders aussah als von ausserhalb. Es war wie eine wunderbare, friedliche Welt. Sie sah die Flussteine am Boden und durch die sanften Wellen fielen klare Lichtstrahlen herab, welche das Grün der Algen leuchten liessen. Sie liess sich treiben. Bis sie auf einem der Steine etwas erkannte, was mehr einer Wiese als einem algenbesetzten Stein glich. Dahinter waren weitere Steine zu sehen, welche sehr stark an Hügel erinnerten, und je näher sie kam, desto mehr erkannte sie. Inzwischen konnte sie vor sich auch ein kleines Holzhaus erkennen. Sie sank mit der Strömung sanft hinab, bis sie unter ihren nackten Füssen das weiche Gras spüren konnte. Jetzt konnte sie vom Haus her auch Stimmen hören. Vorsichtig trat sie näher heran. „... Du hast mir gar nichts zu sagen, ich finde, dass wir diese Wand definitiv grün streichen sollten!“, zeterte eine Stimme gerade. Sie gehörte einem jungen Mann, der vor dem kleinen Haus auf und ab stolzierte. „Ich wollte dich nicht verärgern, aber ich halte das für keine gut durchdachte Idee“, antwortete ihm eine Dame mittleren Alters. Sie sass ruhig in einem Schaukelstuhl und beobachtete ihn. Ihre Schultern waren eingesunken, als trüge sie das Gewicht der Welt auf ihnen. „Ja, da hast du recht und ich habe überhaupt nicht vor, noch mehr über diese Idee nachzudenken, denn sie ist schlicht fantastisch!“. Nun, da Lia näher herangetreten war, erkannte sie, dass ihre erste Schätzung falsch war, diese beiden Leute waren fast gleich alt. Nur dass die Frau sich älter und der Mann sich jünger zu fühlen schien „Oh, sieh nur, wir haben Besuch, Bruderherz“, meinte die Frau warm. Der Mann, der gerade Luft geholt hatte, um einen weiteren Vortrag von sich zu geben, sah überrascht um sich. Als er Lia sah, ging er geradewegs auf sie zu und fragte: „Hältst du diese Wand“, er zeigte auf die Westwand, „nicht auch für schäbig?“ Lia dachte nach, lächelte und

meinte: „Mir gefällt diese Wand, ihr Alter gibt ihr eine gewisse Schönheit, aber ich denke, wenn man sie grün streichen würde, würde ihr Alter verwischen und eine hübsche Frische dazukommen. Es macht für mich also keinen grossen Unterschied, beides ist auf seine Art und Weise schön.“ Der Mann legte den Kopf schief und meinte: „So habe ich das noch nie angesehen.“ Auch die Frau schien über die Worte nachzudenken. „Wer seid ihr?“, fragte Lia. „Das weisst du nicht? Wir sind die Gegensätze“, antwortete ihr die Frau überrascht. Zuerst leise und dann immer lauter konnte man vom Dach des Hauses ein Gezwitzchen hören. Ein wunderschöner Vogel landete genau zwischen den Geschwistern. Seine Federn wechselten mit jedem seiner Atemzüge die Farbe. Als er landete, waren sie grün, danach braun und so ging es immer weiter, in allen Farben. „Oh, sieh nur, der Vogel ist wieder da“, sagte die Frau und der Mann schüttelte schon eine Futterdose, welche wie durch Zauberhand bei ihm erschienen war. „Komm doch zu mir, Vögelchen, na komm schon“, köderte er ihn. „Nein, komm zu mir“, meinte die Frau. Der Vogel schien grosse Schwierigkeiten damit zu haben, sich zu entscheiden. Er wollte gerade wieder abheben, als Lia die Geschwister in ihrem Dialog unterbrach: „Ich glaube, der Vogel kann sich nicht entscheiden. Er scheint euch beide zu mögen.“ In diesem Moment meldete sich ihre innere Stimme wieder. Sie wies das Mädchen an, sich schnell von den Geschwistern zu verabschieden und in die von ihr angegebene Richtung weiterzugehen.

Sie begann die Zeit völlig zu vergessen, während sie ihrem noch unbekanntem Ziel entgegenwanderte. Irgendwann gelangte sie an den Eingang eines schmalen Tals. Es war steinig, rechts und links ragten die kantigen Felswände steil in die Höhe. Schon bald nachdem sie hineingetreten war, hörte sie das Knurren eines Löwen, welcher in einem Käfig wütend auf und ab stolzierte. Nun, da sie ein paar Schritte näher herantreten war, konnte sie erkennen, dass die Gitterstäbe nicht aus Metall, sondern aus wabernden Rauchschwaden bestanden. Der Löwe rannte gegen die Rauchschwaden, diese bogen sich, und seltsame Stimmen flüsterten: „Du kannst es nicht, Wille, du bist uns nicht gewachsen.“ Doch der Löwe gab nicht auf. Er rannte weiter gegen die Stäbe, und da entstand eine Lücke. Sofort schlüpfte er hindurch und rannte. Alle Steine, die ihm im Weg lagen, knallte er mit einem Pfotenhieb an die Felswände. Doch plötzlich hielt er einfach an. Überrascht, dass die Rauchschwaden ihn nicht wieder einfingen, sah er um sich. Vorsichtig trat Lia auf ihn zu. Er stand weiterhin einfach da. Aber während er vorher nur so vor Kraft strotzte, schien er jetzt völlig ausgelaugt. „Was ist los mit dir?“, fragte Lia etwas ängstlich. Der Löwe drehte den Kopf und sah sie sehr lange an, ehe er antwortete: „Ich habe kein Ziel mehr, und wenn ich kein Ziel habe, habe ich keine Kraft mehr.“ „Und die dunklen Rauchschwaden? Warum fangen sie dich nicht mehr ein?“, wollte sie wissen. Er nickte bedächtig: „Diese sind die Zweifel. Sie wissen, dass ich jetzt sowieso nichts mehr machen kann.“ Da entstand vor ihnen ein kleiner Wirbelwind, aus dem langsam eine junge Frau trat. Sie trug ein gelbes Kleid und auf ihrem Gesicht war ein immerwährendes Lächeln. Der Löwe stellte die Nackenhaare auf. „Du schon wieder! Komm mir ja nicht wieder mit einer deiner Ideen. Dann werden mich die Zweifel nur wieder fangen.“ „Wer bist du?“, fragte Lia die Frau. „Ich bin Zuversicht“, antwortete diese. „Und ich bin immer noch nicht bereit, einfach zuzusehen, wie ihr euch gegenseitig zerstört. Vielleicht solltest du...“, überlegte die Frau laut, als Lia sie unterbrach. „Zuversicht, kannst du nicht mit den Zweifeln reden? Ich glaube nicht, dass sie so böse sind wie ihr glaubt.“ Die beiden schauten Lia verdutzt an, als diese sich unvermittelt umdrehte und begann, aus dem Tal zu marschieren.

Sie war schon eine ganze Weile gegangen, als sie am Fuss eines Berges ankam. Da hörte sie etwas. „Was war das gerade?“ Es hörte sich gleichzeitig wie ein Schluchzen und wie ein Lachen an. Sie ging unsicher weiter, bis sie vor sich wieder dieses Geräusch hörte. Diesmal erkannte sie es jedoch deutlich als leises, trauriges Schluchzen. „Wer bist du?“, fragte eine leise Mädchenstimme neugierig. Endlich sah Lia nach unten, vor ihr sass ein Mädchen, sie sah deutlich jünger aus als sie selbst, höchstens wie fünf. Lia antwortete ihr: „Ich bin Lia, und du? Wer bist du?“ „Ich bin Leben“, meinte die Kleine. „Sieh mal, der habe ich gerade einen Teil von mir geschenkt“, meinte sie und zeigte auf eine kleine Blume.

„Das macht mich glücklich. Aber sie wird verwelken und trotzdem nie wieder in den Kreislauf von Tod und mir zurückgehen. Stell dir das vor, sie muss auf ewig hier leben.“ „Wieso?“, fragte Lia. „Na, weil Tod im Sterben liegt, er kann keinem mehr seinen Teil schenken“, antwortete Leben. „Komm, ich bringe dich zu ihm, er wird sich über deinen Besuch freuen“, sagte die Kleine, sprang auf und hüpfte übermütig los, geradewegs auf eine Höhle zu, die in den Fels gehauen war. Im Inneren war es gemütlich, es lagen mehrere Kissen umher und an einem Kamin stand ein grosser Sessel. Leben ging auf den Sessel zu und wisperte ausgelassen: „Tod, Tod, wir haben Besuch, komm schon, steh auf, es ist Lia.“ Lia trat etwas ängstlich neben Leben. Im Sessel sass ein alter Mann. „Oh, Lia“, er hustete, „natürlich erinnere ich mich an dich. Am Tag deiner Geburt ging es mir das erste Mal seit vielen Jahren wieder gut, deshalb war Leben so unvorstellbar glücklich, dass sie dir aus purer Freude ein Stück von sich geschenkt hat.“ „Warum stirbst du?“, fragte Lia leise. Leben war inzwischen schon in den hinteren Teil der Höhle verschwunden. Tod lachte, was sofort von einem üblen Hustenanfall überschallt wurde. „Du kommst wohl immer gleich zum Punkt. Nun, wie dem auch sei. Die Lebenden haben damit begonnen, mich mit ihrer Technik von sich fernzuhalten.“ Er lächelte. „Weisst du, jedes Mal, wenn jemand stirbt, löst sich diese Person nicht einfach in Luft auf, sondern ihre Seele geht an einen sicheren Ort. Dort wird gefeiert, während hier geweint wird, und bei Leben ist es genau dasselbe. Nur umgekehrt.“ „Wie meinst du das?“, wollte sie wissen. „Die Seelen existieren weiter, nachdem sie mein Geschenk angenommen haben. Diese Art von Existenz ist jedoch viel weniger spannend, sie gleicht meiner Art zu existieren. Während Leben immer für Wendungen bereit ist, bin ich viel konstanter. Leben und ich sind völlig verschieden, aber wir sind beide liebenswert, wir lieben einander und sind immer darauf bedacht, das Gleichgewicht zu erhalten“, antwortete er ihr. „Kann ich dir irgendwie helfen?“, wollte Lia wissen. „Ja, indem du mir den Teil, welchen Leben dir geschenkt hat, zurückgibst“, entgegnete er. „Ich soll sterben?“, flüsterte sie. „Ja, wenn du mich retten möchtest“, erwiderte er. Lia schossen viele Gedanken durch den Kopf. Keiner davon hatte mit ihr selbst zu tun, viel mehr musste sie an ihre liebenden Eltern denken. Sie waren doch so stolz, eine lebende Tochter zu haben. Da kam ihr ein beängstigender Gedanke in den Sinn: „Aber wenn es dir wieder gut geht, werden dann alle Menschen sterben?“ „Nein!“, sagte er entschieden und erklärte: „Zuerst wird Leben allen Kindern, die ab jetzt geboren werden, einen Teil von sich schenken. Was sich jedoch nicht lösen lässt, ist, dass Kinder irgendwann im Laufe ihres Lebens ihre Eltern verlieren werden. Um das Gleichgewicht zwischen Leben und mir wieder herzustellen, muss ein Preis gezahlt werden und du alleine bist dazu fähig, diesen Preis zu zahlen und mich zu heilen.“ Lia kamen Tränen, aber nicht etwa aus Angst, sondern weil sie sich verabschieden musste. Sie musste sich von Leben verabschieden, um sie und Tod zu retten. Lia fühlte sich verantwortlich für das Leid von Tod, der so gebrechlich vor ihr lag, und wusste genau, was sie nun zu tun hatte. Sie rief Leben ein lautes „Auf Wiedersehen“ zu, wandte sich wieder zum Sterbenden und umarmte ihn fürsorglich und liebevoll. In diesem Moment fielen ihr die roten Fäden im hinteren Teil der Höhle auf. Einer dieser Fäden färbte sich plötzlich blau. Er riss nicht, wurde nicht durchgeschnitten, er wechselte lediglich die Farbe. Tod lächelte beruhigend, ihm schien es wieder gutzugehen. Da erschien Leben neben Lia, nahm sie an der Hand und führte sie nach draussen. Dort, wo sie vorher die schluchzende Leben und das Blümchen vorgefunden hatte, standen, sass oder lagen nun viele Menschen jeden Alters. Sie wirkten gelöst und friedlich. Eine ältere Dame mit einem warmen Lächeln trat auf sie zu: „Ich bin Nia und freue mich, dich hier begrüßen zu können, Lia. Komm, wir haben ein Fest für dich vorbereitet.“ Damit lächelte Leben sie ein letztes Mal an, liess ihre Hand los und verschwand wieder in der Höhle.

House of Night – Ungezähmt P.C. Cast/Kristin Cast

«Was war das gerade?»

Manchmal brauchts etwas Glück

von Malina Heymann, Frauenfeld

„Elias Vogt, bitte begeben Sie sich in den Warteraum“, erklang eine elektronische Stimme aus den Lautsprechern. Nun war ich also an der Reihe. Ich seufzte und setzte mich in Bewegung. Es war halb acht Uhr morgens. Ich stand mit unzähligen anderen jungen Erwachsenen vor einem hässlichen Betonklotz. Doch genau in diesem Gebäude würde sich entscheiden, ob ich die Schauspielschule besuchen durfte oder nicht.

Ich drängte mich an den anderen vorbei zu der gläsernen Eingangstür. Sie glitt auf, ohne dass ich sie berührt hätte. Ich liess mich davon nicht beeindrucken und trat in die Empfangshalle. Der Boden war mit dunkelgrauem Teppich belegt und an den Wänden hingen Filmposter. Eines sprang mir sofort ins Auge. In der Mitte des Plakates prangte in schwarzen Grossbuchstaben der Titel „BEWEGUNG“. Darunter abgebildet war die hellgraue Silhouette eines Menschen, nicht erkennbar, ob männlich oder weiblich. Den Kopf des Umrisses zierte ein weisses Fragezeichen. Ich wusste nur zu gut, was das bedeutete. Bei diesem Film stand das Casting und somit die Auswahl des Schauspielers oder der Schauspielerin noch bevor. Ein Kribbeln durchfuhr mich. Langsam wurde ich nervös. Würde ich die Casting-Prüfung bestehen, um dann an dieser renommierten Schauspielschule aufgenommen zu werden? Das hiesse zwei Jahre Ausbildung, in denen ich mit dem Grundwissen der Film- und Theaterbranche ausgestattet werden würde. Nebenbei studierte ich Filmwissenschaften an der Uni Zürich. Um nun auch noch diese Schule besuchen zu können, musste ich über hundert andere Bewerber und Bewerberinnen übertreffen und somit zu den 13 Auserwählten gehören.

Ich hatte eine Kurzszene und einen Lesetext erhalten, beide hatte ich fleissig geübt. Ausserdem hatte ich mir ein Lied aussuchen müssen, bei dem ich Strophe und Refrain vorsingen sollte. Meine Wahl war ohne langes Überlegen auf „This Is Me“ von dem Musical „The Greatest Showman“ gefallen. Es war eines meiner Lieblingslieder, da es mir Mut machte. „I'm not a stranger to the dark...“ Leise sang ich heute zum wiederholten Male die 1. Strophe, während ich dem roten Wegweiser folgte, der laut Aufschrift zum Warteraum führte. Im Raum angekommen, stellte ich fest, dass noch zwei weitere Leute auf dem roten Samtsofa sassen, welches in der Mitte des Zimmers stand. Ein Mädchen und ein Junge, vielleicht 19, genauso alt wie ich. Beide musterten mich feindselig, weshalb ich mir nicht die Mühe machte, sie zu begrüssen. Immerhin würden diese wohl noch vor mir dran sein, so hatte ich noch genügend Zeit, meine Szene abermals durchzuspielen und den Text zu üben. Die Kurzszene war ein Monolog von einem Mann, der sich beschwerte, dass alle Welt zu ihm kam und ihn mit ihren Problemen belästigte. Er sei doch auch nur ein Mensch und könne ihnen nicht weiterhelfen. Ich mochte die Szene. Am besten gefiel mir, dass viele verschiedene Gefühle eine Rolle spielten: Hilflosigkeit, Wut, Traurigkeit, der Drang, alles zu rechtfertigen. All diese Dinge musste man während dem Spielen nur mit der eigenen Stimme und dem Körper zeigen können.

Während ich das zerknitterte Blatt mit dem Text aus meinem Harry-Potter-Rucksack holte, versuchte ich die anderen Bewerber möglichst unauffällig zu beobachten. Das Mädchen hatte hüftlange, knallrote Haare (ziemlich sicher gefärbt) und auffällige Hängerohrringe. Sie trug ein sehr knappes Kleid, dazu High Heels. Ausserdem war sie stark geschminkt. Der Junge war mindestens 1.90 gross und trug eine schwarze Brille. Damit sah er aus wie ein Nerd. Da half auch nicht, dass er in einem schicken Anzug steckte. Beide hatten sich allem Anschein nach aufgetakelt. Ich jedoch hatte mir eine gewöhnliche Jeans mit dunkelgrünem Pulli als Outfit ausgesucht. Auf dem Pulli stand in schwarz „moving“. Das erschien mir passend, da ich mich im Leben immer weiterbewegte, gerade als

Schauspieler. Ich sollte erst später erfahren, wie gut diese Aufschrift tatsächlich passte. Mir war es wichtig, authentisch zu wirken. Die Tür ging auf und eine junge Frau in Bluse und Jeans erschien und las von ihrem Klemmbrett ab: „Leonard Di Prosa, Sie sind der Nächste.“ Der Junge im Anzug erhob sich. Als er an mir vorüberging sagte ich: „Viel Glück.“ Obwohl er auf mich nicht sonderlich sympathisch wirkte, wollte ich doch nett sein. Er schaute mich überrascht an und murmelte dann: „Danke.“

Da waren es nur noch zwei. Das Mädchen, welches vorher ebenfalls kurz aufgeblickt hatte, widmete sich ihrem Handy. Ich schaute auf die Wanduhr über der Tür. Sie zeigte viertel vor acht. Langsam stellten sich bei mir die Symptome der Nervosität ein: schwitzige Hände, Zittern, Bauchschmerzen, Herzklopfen. Dazu kam der Drang, sich zu bewegen. Immer wenn ich nervös war, musste ich irgendetwas tun. Mich beschäftigen eben. Ich konzentrierte mich auf den Text auf meinem Blatt, doch die Buchstaben verschwammen vor meinen Augen. Seufzend legte ich es beiseite. Stattdessen ging ich im Kopf nochmals durch, was ich über diese Ausbildungsstätte wusste. Auf der Webseite warb die «Schauspielschule Schweiz» mit talentierten, teils berühmten oder bekannten Dozenten. Diese Ausbildung sei „eine zeitgemässe Talentschmiede für Schauspiel und Gesang“. Man lerne alles zum Thema Schauspielern, Sprechen und Kommunikation, Atem und Beweg... Weiter kam ich nicht, denn die junge Frau von eben kam wieder: „Liana Schwarz, Sie können nun kommen.“

Nun war ich also alleine im Raum. Das trug dazu bei, dass ich zunehmend nervöser wurde. Nur nach wenigen Minuten erschien die Frau wieder, um mich aufzurufen. War es nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen, dass die Bewerberin vor mir wenig Zeit für ihr Casting gebraucht hatte? Und warum waren nicht schon wieder neue Bewerber und Bewerberinnen in den Warteraum geschickt worden? Ich atmete einmal tief durch und versuchte mich nun ausschliesslich auf das bevorstehende Casting zu konzentrieren. Wir waren durch einen kurzen Flur gegangen und rechts durch eine Tür, auf der „Casting – Bitte nicht stören“ stand. Ich trat ein und stand nun in einem grossen Raum. Links von mir sass hinter einem langen Tisch fünf Frauen und Männer. Die Jury. Vor ihnen lagen Stifte, Blätter und auch Namensschilder. Die Frau in der Mitte (laut Schild Sabine Joachim, die Schulleitung) sagte: „Guten Tag Herr Vogt, Willkommen an der Schauspielschule Schweiz. Stellen Sie sich doch bitte vor uns hin.“ Ich folgte der Anweisung. Sie sprach erst weiter, als ich den gewünschten Standpunkt erreicht hatte. „Wir erklären Ihnen kurz den Ablauf des Castings, und dann beginnts auch schon.“ Ich nickte nur. Ich müsse erst wenige Fragen beantworten, dann den Lesetext und die Kurzszene vortragen und schliesslich mein Lied singen. „Viel Erfolg“, beendete sie ihre Erklärungen.

Die Fragen waren typische Bewerbungsfragen wie „Warum passen Sie hier her?“ „Wie haben Sie sich auf heute vorbereitet?“ und so weiter. Das war eigentlich ganz okay. Ich war leider so nervös, dass ich nicht verhindern konnte, dass ich ein wenig auf und ab ging und zappelte. Wie schon erwähnt, ich hatte den Drang, mich zu bewegen. Die Jury liess sich nichts anmerken, obwohl es ihr auffallen musste. Sie war auch sehr freundlich. Trotzdem wurde meine Nervosität nicht schwächer. Bei meinem Lesetext verhaspelte ich mich ein paar Mal und auch die Szene konnte ich nicht ganz ohne Stocken vortragen. Als ich beim Lied den Einsatz verpasste, wurde ich immer hoffnungsloser. Es sah nicht so aus, als würde ich hier weiterkommen.

Am Ende des Castings wollte ich mich schon bedanken und abhauen, als die Direktorin das Wort ergriff: „Herr Vogt, wären Sie so nett und würden mir folgen?“ Ich nickte verwirrt. Meine Bedenken wurden dadurch nicht weniger. Würde sie mir sagen, wie schlecht ich war? Dass ich nie eine Chance auf solch eine Schauspielschule hatte? Ich merkte, wie die sterbende Hoffnung in meinem Inneren eine Leere erzeugte, die mir die Luft zum Atmen nahm. Als wir in einem kleinen Zimmer ankamen,

das kein einziges Möbel beherbergte, versuchte ich, meine Fassung zu bewahren. Frau Joachim lächelte freundlich.

„Herr Vogt, waren Sie nervös?“ „Ich bin es immer noch.“ Sie schmunzelte. „Das müssen Sie nicht sein, denn genau das hat Sie weitergebracht.“ Ich blickte sie verständnislos an. „Bitte was?“ „Ich werde es Ihnen genauer erklären.“ Sie holte tief Luft und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Sie haben vielleicht das Plakat in der Eingangshalle gesehen. Zum Film „Bewegung“. Dieser Film erzählt die Geschichte eines Menschen, der bei Vorträgen vor vielen Leuten immer sehr nervös ist. Aber noch extremer als bei Ihnen. Er möchte vor solchen Situationen am liebsten nur rennen, sich die ganze Zeit bewegen. Ich habe entschieden, dass Sie die perfekte Besetzung für diese Rolle wären.“ Ich starrte sie ungläubig an. „Wirklich?“ Sie nickte. „Ja! Mein Motto ist nämlich: Am besten spielt man eine Rolle, wenn man sie gar nicht spielen muss. Verstehen Sie mich nicht falsch, Sie müssen noch einiges lernen. Und dafür haben wir genug Zeit, denn sie werden ab nun die Schauspielschule besuchen. Aber nicht nur Ihre Nervosität, auch Sie als Mensch passen in diese Rolle und haben auch Talent.“ Sie lächelte mich glücklich an. Erst jetzt realisierte ich, was das bedeutete! Ich hatte es geschafft! Ich war drin und das ganze Lernen hatte sich gelohnt! „Danke, Frau Joachim, vielen Dank!“ „Ich freue mich für Sie!“ „Danke!“ Endlich fühlte ich mich leichter. Die Nervosität und all ihre Symptome verschwanden. „Und nun gehen Sie nach Hause, weitere Informationen werden Ihnen per Mail geschickt!“ Ich nickte und machte mich auf den Weg in meine WG. Nun war ich glücklich. Ach was – überglücklich. Manchmal kommt man im Leben durch Glück weiter. So hatte ich mir endlich einen langjährigen Wunsch erfüllt.

Knights – Ein gnadenloses Schicksal Lena Kiefer

„Ich merkte, wie die sterbende Hoffnung in meinem Inneren eine Leere erzeugte,
die mir die Luft zum Atmen nahm.“

Azurblau ist mein Meer

von Daniel Badraun, Schlattingen

Als ich klein war, wünschte ich mir manchmal einen anderen Vater. Einen Schreiner zum Beispiel, der am Abend nach Holz roch, einen Automechaniker mit Ölresten an den Händen oder einen Baggerfahrer mit dicken Armen. So stellte ich mir einen Vater vor, einen richtigen Vater, der früh am Morgen zur Arbeit geht und am Abend müde nach Hause kommt, von seinem Tag erzählt und später mit einem Bier vor dem Fernseher einschläft. Mein Vater sollte so sein, wie die Väter meiner Freunde.

Mein Vater ging nicht zur Arbeit. «Die Arbeit kommt zu mir», erklärte er. «Wenn ich etwas sehe oder bei einem Spaziergang finde, mache ich Kunst daraus, verstehst du?»

Ich nickte brav, weil meine Mutter sagte, dass ihn dieses Leben glücklich mache. In seinem kleinen Atelier schraubte und klebte er Fundgegenstände zusammen, sägte Metallstücke zurecht oder schnitzte Formen aus Ästen, die nach einem Sturm unter den Bäumen lagen. Manchmal kamen Leute zu uns und schauten seine Werke an. Ab und zu verkaufte er etwas, aber viel verdiente er nicht mit seiner Kunst.

Während mein Vater mit mir Sachen suchen ging, arbeitete Mama in einer Buchhandlung in der Stadt. Sie brachte Taschen voller Esswaren nach Hause, ab und zu auch ein Buch. Für mich gab es Bilderbücher, für meinen Vater Fotobände, die er aufmerksam durchblätterte. Wir sassen zusammen auf dem Sofa, jeder mit einem Buch, er zeigt mir Ansichten von Städten in fremden Ländern, von Inseln im azurblauen Meer oder einsamen Seen, in denen sich Berge spiegelten. «Azurblau» sagte er, weil er als Künstler alle Farben kannte, auch die schwierigen wie «Magenta», «Ocker» oder «Purpur».

«Wo ist das», wollte ich wissen.

«Timbuktu», sagte er, «Bora Bora» oder dann «Titicacasee.»

Ich war stolz auf meinen Vater, weil er so viel wusste und so schwierige Wörter kannte. Unser Sofa war eine Insel im azurblauen Meer, wir hörten den Wellen zu und ich zeigte ihm die Raupe Nimmersatt, den Gröffelo und die wilden Kerle.

«Wir sind zwei grosse Bilderfreunde», sagt er und klopfte mir auf die Schultern.

Irgendwann reichte mir das Schauen nicht mehr, ich wollte lesen und schreiben lernen. Weil mein Vater wegen seiner Kunst keine Zeit für solche Sachen hatte, setzte sich Mama am Abend zu mir an den Küchentisch. Dort malte ich die ersten Buchstaben in ein altes Heft. Azurblaue As oder purpurne Es. Schon bald konnte ich mit ihrer Hilfe Buchstaben aneinanderreihen, Wörter zusammensetzen und daraus Sätze bilden. Ich las, was die Raupe ass, bevor sie sich verpuppte, verstand, was die Maus zum Gröffelo sagte und wie das so war mit dem Jungen, den die Mutter ins Zimmer sperrte und der ein ganz Wilder wurde.

«Jetzt kannst du selbst lesen», sagte die Mama, als sie mir das nächste Buch mitbrachte.

Ich setzte mich neben meinen Vater, der einen Bildband anschaute, und begann zu blättern. Es war Der Wunderkasten von Rafik Schami.

«Ist die Türkei schön?», wollte ich wissen, denn ich hatte den Buchtitel auf seinem Einband entziffern können.

«Hm», machte er und zeigte mir ein farbiges Bild mit Kuppeln und hohen Türmen.

«Was ist das?», fragte ich.

«Timbuktu.» Der Vater blätterte weiter.

Das Meer erschien, das hier kobaltblau schimmerte. «Und das?»

«Bora Bora», murmelte er, schloss den Bildband und stand auf. «Ich muss noch arbeiten.»

Später, als ich weiterlesen wollte, war mein Buch nicht mehr zu finden.

Auch die nächsten Bücher, die meine Mutter nach Hause brachte, verschwanden. Der Räuber Hotzenplotz genauso wie Der Kleine Wassermann oder Das kleine Gespenst. Nachdem ich nur wenige Seiten gelesen hatte und die Bücher im Garten, im Wohnzimmer oder unter meinem Bett liegen liess, verschwanden sie. Pinocchio sah ich zuletzt in meiner Baumhütte, Das Rösslein Hü versteckte ich im Kaninchenstall und Die kleine Hexe hinter dem Brennholz beim Kamin. Auch diese Bücher konnte ich nicht mehr finden, sie hatten Beine bekommen oder Flügel.

«Was machst du da?», wollte meine Mutter wissen, als ich die Kissen auf dem Sofa umdrehte.

«Ich ... suche meine Autos», antwortete ich.

«In der Schublade unter dem Tisch», sagte sie und kümmerte sich weiter ums Abendessen.

Meine Autos fand ich schnell, meine Bücher waren wie vom Erdboden verschluckt.

Wenn meine Mutter mir am Abend noch etwas vorlesen wollte, gähnte ich und ging freiwillig ins Bett. Sie sollte nicht merken, dass die Bücher, die sie mir geschenkt hatte, nicht mehr da waren.

Beim nächsten Buch nahm ich mir vor, besonders gut aufzupassen. Es war Der kleine Prinz, eine Ausgabe mit wunderschönen Bildern. Auf den ersten Seiten erfuhr ich, dass der Pilot wegen seiner Zeichnungen ausgelacht worden war. Und eine Rose auf einem kleinen Planeten forderte besondere Aufmerksamkeit. Dieses Buch würde ich nicht aus der Hand geben. Beim Essen lag es neben meinem Teller, auch zum Zähneputzen nahm ich es mit. Doch trotz aller Vorsicht war es am Morgen nicht mehr auf meinem Nachttisch.

Wenn mein Vater mich bei den Spaziergängen fragte, wie mir das letzte Buch gefallen hatte, antwortete ich mit einem «gut», wenn er mehr wissen wollte, erzählte ich vom Räuber, vom Gespenst und der kaputten Uhr und vom Piloten, der in der Wüste notlanden musste.

Seine Bildbände schauten wir kaum mehr an, denn mein Vater war nun oft mit seiner Kunst beschäftigt.

«Bist du mit Dem Kleinen Prinzen schon fertig?», fragte die Mutter.

Ich nickte und meine Ohren begannen zu brennen.

«Hättest du Lust, ein dickeres Buch zu lesen?»

Natürlich hatte ich. Zwar fürchtete ich mich davor, auch dieses Buch zu verlieren. Aber ich wollte wissen, wie es ist, wenn man ein richtig dickes Buch liest. Am nächsten Tag brachte sie mir Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer mit.

«Findest du nicht auch», sagte mein Vater, «dass er zu viel liest?»

«Man kann nie genug lesen», sagte meine Mutter. «Du willst auch dauernd neue Bücher, obwohl...»

«Ich mache Kunst», sagte der Vater.

«Immerhin etwas», gab sie ihm recht. Damit war die Sache erledigt. Wenigstens für meine Eltern.

Beim Essen setzte ich mich auf das Buch. Am Abend begann ich mit der Geschichte über die Insel Lummerland, bis mir fast die Augen zufielen.

«Jetzt ist aber Schluss», sagte meine Vater und löschte das Licht.

Ich versteckte das Buch unter der Bettdecke. Am Morgen war es immer noch da. Glück gehabt. Auch am zweiten Tag nahm ich das Buch überallhin mit, sogar in die Schule.

«Verstehst du alles, was du liest?» Die Lehrerin öffnete das Buch. «Oder schaust du dir nur die Bilder an?» Dass man bei einer solchen Geschichte nur – wie die Lehrerin sagte – die Bilder anschaut, konnte ich mir nicht vorstellen. Das wäre, wie wenn jede Insel Bora Bora heissen würde. Und jede Stadt Timbuktu. «Wisst ihr was?», fragte der Vater beim Abendessen. Er machte eine Pause und schaute uns an. «Ich ... habe ... eine ... Ausstellung.»

«Das wurde langsam Zeit.» Die Mutter seufzte.

«Die neuen Werke», sagte der Vater, «zeigen meine persönliche Betroffenheit.»

«Was ist Betroffenheit? Und wie zeigt man das?», fragte ich.

«Wenn man etwas ganz tief spürt», erklärte die Mutter, «ist man persönlich betroffen oder auch traurig, weil es so ist, wie es ist, dann kann man das irgendwie ausdrücken. Zum Beispiel mit Kunst.»

«Gutes Beispiel», gab mein Vater der Mutter recht.

«Dein ganzes Leben lang, seit deiner Kindheit, hast du den Gedanken gemocht, du könntest verschwinden», sagt sie, «vielleicht ist das jetzt nicht mehr nötig.»

«Vielleicht nicht», sagte der Vater.

Zur Feier des Tages gab es Eis mit Schlagsahne und für die Erwachsenen ein Glas Wein.

Es wurde später als sonst und am Morgen war das Buch mit den beiden Lokomotivführern, dem kleinen und dem grossen, wie vom Erdboden verschluckt.

Als ich von der Schule nach Hause kam, war niemand da. Die Mutter hatte mir einen Zettel hingelegt. «Ich habe dir Brote gemacht, mein lieber Grosser.»

«Grosser», hatte sie geschrieben, das hat wohl damit zu tun, dass ich lesen und schreiben kann, dachte ich und biss zu.

Und jetzt? Nach dem ersten Brot ging ich durch unser Wohnzimmer und setzte mich aufs Sofa, wie es die Grossen tun. Dann wollte ich mir einen Bildband vom Tisch nehmen, damit es ganz richtig ist, doch da war nichts. Auch von meiner Mutter entdeckte ich keine Bücher.

Bei der nächsten Runde durch unsere Wohnung sah ich, dass es nirgends etwas zu Lesen gab. Das war mir bisher nicht aufgefallen. Im Schlafzimmer der Eltern, wo die Bücher neben dem Bett der Mutter gestapelt waren, herrschte gähnende Leere. Wo nur sind die Bücher hin?

Ganz zuletzt sah ich im Atelier nach. Zerrissene Buchseiten bedeckten den Boden. Auf dem Arbeitstisch lag mein Jim Knopf. Ich klappte das Buch auf, doch darin blättern konnte ich nicht. Die Seiten waren zusammengeklebt und in der Mitte klaffte ein Loch, da hatte mein Vater eine Vertiefung hineingeschnitten. Am liebsten hätte ich geweint. Lesen konnte man die Geschichte so nicht mehr.

Mein Vater war der Bücherdieb. Er hatten den Pinocchio und den Prinzen, das Rösslein Hü und den Wunderkasten mitgenommen und unlesbar gemacht. Aus dem Keller holte ich die Mausefalle, die schon lange dort lag, spannte sie und legte sie in die Vertiefung bei Jim Knopf. Als Köder nahm ich einen Satzstreifen. Dann schloss ich vorsichtig das Buch.

Zur Ausstellungseröffnung waren viele Leute gekommen. Sie betrachteten Papas Werke, Bücher, die verklebt, zusammengeschaubt, zerschnitten und verstummt waren. Sie lagen auf weissen Podesten, hingen von der Decke herunter oder steckten in einem Rahmen.

«Timbuktu», sagte der Vater, als es still geworden war, «Bora Bora und der Titicacasee waren Wörter, die alles enthielten, was mir wichtig war und mit denen ich alles bezeichnen konnte. Es fällt mir schwer, zuzugeben, dass ich mit Buchstaben nicht viel anfangen konnte. Ich versteckte mich hinter meiner Kunst, hinter Bildern. Als mein Sohn lesen lernte, merkte ich, wie sehr mein Zugang zu den Büchern versperrt war. Das möchte ich mit dieser Ausstellung zeigen.»

Die Leute klatschen, bald klebten an vielen Objekten rote Punkte. Der Jim Knopf mit der Mausefalle wurde vom städtischen Museum gekauft. Dort ist das Werk nun ausgestellt. Weil ich an der Kunst meines Vaters beteiligt war, kaufte er mir die verlorenen Bücher und noch viele andere dazu. Bevor sie zu Kunst wurden, durfte ich sie in Ruhe lesen.

Lieben Tomas Espedal

«Dein ganzes Leben lang, seit deiner Kindheit, hast du den Gedanken gemocht, du könntest verschwinden.»

Äpfel und Birnen

von Kathrin Berger, Zürich

Einer war Birne. Ein anderer Litschi. Mango hätte ihr gefallen. Nun sitzt ihr am Restauranttisch Apfel gegenüber, und über ihren Köpfen prangt ein gigantischer Jugendstilkronleuchter. Während er die Weinkarte studiert, betrachtet sie seine kräftigen Unterarme und die fette Uhr an seinem Handgelenk, die ihn wohl jederzeit über Pulsfrequenz, Höhe über Meer und Luftdruck informiert, und denkt: Man weiss ja nie. Sauber rasiertes Kinn, graue Schläfen, schmale Lippen, der oberste Knopf seines weissen Hemdes geöffnet. Er hat sie das Restaurant aussuchen lassen und ihr in Aussicht gestellt, sie einzuladen.

Er hebt den Kopf und lächelt sie an. Sie hätte es schlechter treffen können. Das Gespräch harzt noch. Sie war Koriander gewesen. Sie liebt Koriander. Nun lässt er sich von ihr die nordafrikanischen Gerichte erklären – Hummus, Babaghanoush, Muhammara. Er will nichts mit Knoblauch, und Koriander mag er nicht. Apfel und Koriander, das passt nicht zusammen, hatte sie damals schon gedacht. Hätte sie Zimt als Nickname gewählt, wären die Kombinationen endlos gewesen: Apfelstrudel. Bratäpfel. Apfelmus. Grossmutter's Apfelkuchen. Früchtetee. Apfelpunsch. Aber Koriander und Apfel? Apfelchutney?

Er bestellt einen Rotwein. Unter dem weissen Tischtuch pocht ihr aufgeschlagenes Knie; sie zieht das Kleid hoch, damit der dünne Stoff nicht an der Schramme klebt. Auf dem Weg hierher war ein Irrer auf einem Rennrad aus dem toten Winkel an ihr vorbeigeschossen; sie war aus dem Gleichgewicht geraten, hatte den Randstein gestreift und war aufs Trottoir geknallt, als wäre sie noch die Siebenjährige, die auf ihrem knutschroten ersten Fahrrad ohne Stützräder die Quartierstrasse runterschlingert. Der Typ war vom Rad gestiegen, hatte sich entschuldigt, ihr die Hand gereicht und sie hochgezogen, ihr Rad aufgestellt und ihr geholfen, Tasche, Handy und Helm, die aus dem Korb geschleudert worden waren, einzusammeln. Nach einem letzten forschenden Blick in ihr Gesicht und in die dräuenden Gewitterwolken war er davongebrettert. Sie hatte das Rad die restlichen hundert Meter gestossen; sie zitterte noch vom Adrenalin und vom Schock, als sie das Lokal betrat. Apfel traf kurz

nach ihr ein, ihre aufgeschrammte Hand hat er bis jetzt nicht kommentiert. Doch sich darüber beschwert, dass er keinen Parkplatz in der Nähe gefunden hat, das hat er.

Sie grasen Hobbys und Urlaubserlebnisse ab. Sie tanzt; er spielt Golf. Sie liest, er bloss die Online-Zeitung. Er ist viel gereist, sie auch. Sie taucht ihr Fladenbrot in den Hummus, mmh, wie gut das schmeckt. Er erzählt gerade, wie er in Chile mit dem Gleitschirm von einer berühmten Klippe sprang. Sie nickt, sagt «Wow» und «Puh» und stellt sich vor, er legte seine Hand auf ihre. Sie würde die Schnalle seines Uhrenarmbands lösen und die Innenseite seines Handgelenks berühren. Sie glitt mit ihren Fingerspitzen seinen Unterarm hoch und liesse sie in seiner Armbeuge ruhen, dort, wo die Schlagader pulsiert.

Während ihre Finger gemächlich weiter nach oben wandern, erzählt sie ihm von ihren Tauchversuchen auf den Andamanen, davon, wie sie sich mit dem Tauchmaterial herumgeschlagen und die Regulierung der Tauchhöhe nicht in den Griff bekommen hatte, von den ausgebleichten Korallen, die ausgesehen hatten, als wäre der Meeresboden mit Schleppnetzen zertrümmert worden. Er nickt höflich, während sie spricht, und sie lässt die ruinierten Korallenriffe sein und schildert ihm stattdessen die weitläufige Ruinenstadt von Hampi, die Affenhorden, die die indischen Tempelanlagen bevölkern, die Zwangsumsiedlungen. Er spiest ein gefülltes Weinblatt auf seine Gabel und deutet damit auf sie: «Diese alten Steine, interessieren die dich tatsächlich?»

Sie ärgert sich, dass sie sich von Ruinen, pulverisierten Korallen und den fragwürdigen Praktiken im indischen Tourismussektor hat mitreissen lassen und damit eine Vorliebe für den Zahn der Zeit, für Altes, Defektes, wenig Glamouröses offenbart hat, und sie fragt sich, was das in seinen Augen wohl über sie aussagt. Sie schweigt und nimmt einen Schluck Wein. Dann sagt sie: «Ja, die interessieren mich tatsächlich.»

Er spielt mit seiner Gabel. Sie schweigen. Und sie denkt an den Abend zurück, an dem sie ihn kennengelernt hatte, letzte Woche. Der Leiter des Anlasses hatte die Teilnehmer aufgefordert, darüber zu sprechen, welche Düfte sie an ihre Kindheit erinnerten. Sie hatte gesagt: «Der Duft von Staub, wenn ein Platzregen auf den heissen Asphalt fällt. Der Duft von frisch gemähtem Gras. Frische Himbeeren.»

«Magst du Apfelchutney?», fragt sie ihn jetzt.

«Keine Ahnung. Ich bin, was das Essen angeht, nicht besonders abenteuerlich», sagt er.

«Und sonst? Abgesehen von waghalsigen Sprüngen von Felsklippen?»

Er teilt das Falafelbällchen auf seinem Teller mit Messer und Gabel in zwei Hälften, führt die Gabel zum Mund und kaut sorgfältig. Verstohlen wischt sie ihre fettigen Finger an der Serviette auf ihrem Schoss ab. Er räuspert sich, ignoriert ihre Frage und wechselt das Thema. Er erzählt von seinem Ferienhaus, den netten Grillabenden mit seinen Davoser Nachbarn. Ein Ferienhausbesitzer, wie wäre das? Der keine Wanderschuhe besitzt, wie sie eben erfahren hat, dafür einen SUV? Gedankenverloren tunkt sie das letzte Kirchenerbsenbällchen ins Joghurt, stippt ein Korianderblättchen mit auf und schiebt es sich in den Mund.

In diesem Augenblick stösst jemand gegen ihren Stuhl, sie verschluckt sich und hustet. Sie hört ein hastiges «Sorry», blickt aus tränenverschleierte Augen hoch und sieht nur einen blonden Haarschopf, eine abgewetzte, grosse Kuriertasche, Regentropfen fliegen in ihren Hummus, als schüttelte sich ein nasser Hund. Der Mann lässt sich auf den Stuhl am Nebentisch fallen und reisst dabei das Tischtuch mit. Ein Glas rutscht über die Tischkante und zerspringt auf dem Keramikboden.

«Fuck», murmelt er, bückt sich, um die Scherben aufzuheben, flucht wieder, dieses Mal herzhaft, beim Hochkommen prallt er mit dem Kopf gegen die Tischkante. Sie bückt sich, um ihm zu helfen, und sieht, wie er verblüfft auf ihr blutiges Knie starrt. Er lässt sich auf den Stuhl zurückfallen und blickt sie unverhohlen an. Sie reicht ihm eine blütenweisse Serviette vom Nebentisch, und er sagt: «So viel Blut und Chaos in so kurzer Zeit, das hat was, oder?»

«Ausgleichende Gerechtigkeit, meinst du?», sagt sie und lacht.

Er wickelt die Serviette um den Schnitt in seinem Daumen, sein Blick huscht von ihr zu Apfel und wieder zurück zu ihr. Sie lächelt und muss prompt wieder husten. Er lässt die Scherben aufs zerknüllte Tischtuch fallen und sieht sich nach dem Kellner um. Apfel mustert ihn mit hochgezogener Augenbraue. Sie hat heftiges Herzklopfen und murmelt was von Toilette.

Mit tränenden Augen geht sie die gewundene Treppe in den oberen Stock hoch. Als sie sich kurz umdreht, sieht sie zweierlei: Apfel starrt auf seine Uhr. Der Blonde blickt ihr nachdenklich hinterher. Als er merkt, dass sie ihn ertappt hat, lächelt er und fährt sich mit der Hand durch den Schopf. Sie denkt: Komm doch, und geht mit wiegenden Hüften weiter die Treppe hoch. Sie fühlt sich wie ein Hund, der über eine Gartenmauer springt. Als sie beinahe bei der Damentoilette angekommen ist, am Ende eines langen Flurs, der mit einem psychedelischen Spannteppich wie in «Shining» ausgelegt war, spürt sie eine Hand auf ihrem Rücken. Sie dreht sich um.

Er riecht nach frischem Schweiß, und er atmet schwer. Bartstoppeln, blaue Augen, Lachfältchen. Er fasst in ihren Nacken, beugt sich zu ihr, küsst sie, mit geöffneten, weichen Lippen, sie schmeckt Kaffee, Kaugummi, Himbeeren, er zieht sie an sich, sie spürt seine Erektion und wird feucht. Seine Zunge ist tief in ihrem Mund, seine Hände in ihrem Haar. Dann löst er sich von ihr und schaut ihr neugierig in die Augen.

Sie versorgen seinen Schnitt auf der Männertoilette, gehen zusammen runter, er setzt sich an sein Tischchen, sie sich an ihres. Apfel sagt: «Und ich dachte, du interessierst dich für alte Gemäuer, nicht für Neubauten ohne Geschichte und Charakter», und sie sagt: «Nicht das Alter ist ausschlaggebend, sondern die Feste, die darin gefeiert, und die Meuchelmorde, die darin verübt wurden.» Und sie schweigen wieder, und er zahlt die Rechnung.

Die unglaubliche Reise der Lillian Leyb Amy Bloom
«Sie fühlt sich wie ein Hund, der über eine Gartenmauer springt.»

Schwund

von Regula Granwehr, St. Gallen-Winkeln

graubraune Wurzeln
verschwinden geschmeidig
unter Tag
lautlos und dicht
ducken sie sich
schnellen empor
pfeilschnell
verschwinden geschmeidig
im Waldinnern
ich reihe mich ein
winde
mich
verschwinde auch
ohne Abschied und Adieu
sprunghaft zart
wie der abgenutzt dünne Nebel
der sich legt
jetzt
und dann
bleibt
Es war einmal ...
Ein Verschwinden.
lautlos
geschmeidig
hasengleich

Lyrische Novelle Annemarie Schwarzenbach

«Dicht vor mir sprang lautlos ein Tier empor, es war ein grosser graubrauner Hase, er schnellte geschmeidig über die Wurzeln, duckte sich zusammen und verschwand dann pfeilschnell im Waldinnern.»

De Max chunnt au

von Petra Haas, Matzingen

Meine Eltern sagten, dass mein Bruder ein Unfall war. Also nicht geplant. Diese Aussage hat mich als Bub bestätigt, dass ein Unfall so werden muss, wie Max gewesen ist. Heute frage ich mich, ob man die Geburt eines Menschen so rechtfertigen darf. Mein Bruder war zwölf Jahre jünger als ich. Ich hatte eine enge Bindung zu ihm. Das war nicht immer so. Doch als ich mich vor drei Jahren etwas früher pensionieren liess, war einer der Gründe Max. Ich wollte mehr Zeit mit ihm verbringen. Er lebte damals in einer Wohngruppe für Menschen mit einer Beeinträchtigung. Seine Arbeit in der Flechtereieiner geschützten Werkstätte gab ihm Struktur und selbstverdientes Geld. Fast jedes Wochenende besuchte er uns. Er fuhr mit dem Bus in unser Viertel. Das Stück von der Haltestelle bis zu unserem Haus ist in drei Minuten zu Fuss gut zu machen. Für Max war diese Wegstrecke eine kleine Tageswanderung. Seine erste Rast machte er im «blauen Café». Dort liess er sich eine Milchsokolade bringen und ass dazu genüsslich eine Zimtschnecke. Ausgerüstet mit einer Zeitung, deren Aktualität von keiner Wichtigkeit mehr war, sass er am Tisch, der nah am Fenster stand und tat so, als lese er. Ablenken liess er sich auch gerne von Baustellen, die es auf dem Weg immer irgendwo gab. Er vergass nie zu prüfen, ob die Ladentür der Schneiderin verschlossen war. War sie offen, schlich sich Max in den hinteren Teil des Ladens, dort wo Frau Niedermann ihre vielen Hüte aufbewahrte. Von jeder Reise kam sie mit einem Hut auf dem Kopf nach Hause. Max liebte es, sich einen aufzusetzen. Dabei vergass er für eine ganze Weile, dass wir ihn erwarten. Er stellte sich vor den Spiegel, posierte und schnitt Grimassen. Dabei kicherte er in sich hinein und führte einen Dialog mit seinem Spiegelbild. Max probierte stets sechs Hüte. Dabei hatte er anscheinend eine bestimmte Abfolge. Er wusste immer welche Hutgruppe an der Reihe war, obwohl die Abstände der Besuche manchmal weit auseinanderlagen. Ich habe sein System nie durchschaut und fragen konnte ich ihn nicht, weil der heimliche Abstecher ein Geheimnis von Max war. Max hatte allerdings keine Kenntnis davon, dass Frau Niedermann und ich sein Geheimnis hüteten.

Weiter ging Max zu unseren Nachbarn und klingelte Sturm, um sich seinen Traubenzucker zu holen, bis er schliesslich vergnügt unser Gartentor erreichte und lauthals «de Max chunnt au» rief. Der Zucker von der Zimtschnecke, den er mir mit seinem nassen Kuss übergab, hinterliess mir beim Abschlecken meiner Lippen die vertraute Nähe meines Bruders. Max liebte seine Rituale, und nie hätte er darauf verzichtet. Dies änderte sich, als wir beschlossen, unseren Garten umzugestalten. Max begann zu zeichnen, vertiefte sich in Gartenbilder und mass die Länge und Breite unseres Gartens mit seinen Schritten ab. Es verblüffte mich, mit welcher Selbstverständlichkeit er auf dem Entwurf von Herrn Nulle, unserem Gärtner, die Gestaltung erkennen konnte. Meistens lag er quer über dem Tisch, um zu zeigen, was er auf dem Plan entdeckte, oder er zeichnete seine Ideen gleich selbst ein. So dass das grosse Papier bald aussah, als sei eine Horde Kreidestifte darüber galoppiert. Als Herr Nulle den Vorschlag machte, Max könne bei der Ausführung mithelfen, war das der Beginn einer unglaublich bedeutenden Zeit für Max. Wir wussten, wie schwierig es war, Max aus seiner Struktur in der Flechtereie zu nehmen. Und doch beschlossen wir, es zu versuchen. Ich übernahm die Begleitung, und das Abenteuer begann. Kräftig und mit viel Stolz half Max, unseren Garten zu verändern. Und natürlich fehlte auch das Baggerfahren nicht. Max liebte es, früh am Morgen auf die Gärtner zu warten. «De Max chunnt au!» Strahlend lief er ihnen entgegen.

Heikel wurde es dann, wenn Max merkte, dass ich ungeduldig bin und ihm seine Schaufel aus der Hand nahm, damit die Arbeit vorwärts ging. Meistens konnte ich ihn ablenken und ihn wieder in seine Bahnen bringen. Doch einmal begann er laut zu schreien. Seine Finger verkrampften sich zu

Fäusten, die sich erst nach Stunden wieder lösten. In diesem Moment stand alles still. Die Gärtner erstarrten, und ihre Blicke harrten auf mir. Ich war mir selbst peinlich. Warum habe ich Max forciert? Warum hielt ich seine langsamen Bewegungen nicht aus? Was hat Max mit meiner Ungeduld zu tun? Beschämt nahm ich ihn am Arm und führte ihn ins Haus. An diesem Tag war es Max nicht mehr möglich, weiter mitzuhelfen. Da versank er in eine Melancholie, in der auch ich ihn nicht mehr erreichte. Hilflos stand ich am Fenster und schaute auf unseren Garten, der einem Erdhaufen glich. Die Gärtner hatten sich hingehockt, schlürften Kaffee und assen ihre Brote. Ich ging nach draussen und setzte mich zu ihnen. Auch wenn die Arbeiter nicht sprachen, wusste ich, was sie dachten. Ja, es stimmte. Max fehlte, wir brauchten ihn auf der Baustelle. Ohne ihn ging es nicht. Da wurde mir so klar bewusst, wie wichtig mir mein Bruder ist. Mein Aufbegehren in jungen Jahren, meine unkontrollierten Wutausbrüche, das frühe Ausziehen von zu Hause und meine Ablehnung haben Max nie aufgehalten, mich immer als Bruder zu sehen und mir seine Zuneigung zu geben. Als Bub war Max für mich eine Plage. Er war eine Peinlichkeit, für die ich mich geschämt habe. Heute schäme ich mich für meine bösen Gedanken, die ich meinem Bruder als Kind wünschte. Ich sass vollkommen still. Eingeschlossen in meine Gedanken. Erst als die Gärtner ihre Arbeit wieder aufnahmen, ging ich zurück ins Haus.

Unser Garten war für Max Rückzugsort und Freizeitvergnügen. Beobachtungsplatz und Naschecke. Lebenslust und Abschiedsort. Noch immer höre ich sein Jauchzen, wenn das kalte Wasser des Teiches seine Beine umschmeichelte und er den Bauch einzog, bis er, ausgerüstet mit seinen Schwimmhilfen, den Sprung in das kalte Nass wagte. Max hatte viele Lieblingsplätze. Viele Gartenschätze hatte er gesammelt, verstorbene Vögel oder Mäuse vergraben, Kunstwerke aufgestellt. All diese Erinnerungen erfüllen mich mit einer Sehnsucht. Max wollte mich mit seinen Augen führen und ich bemerkte es nicht, weil ich dachte, dass ich ihn führen muss. Dabei war er mir weit überlegen.

Jetzt ist unser Garten im Winterschlaf. Ab und an guckt ein Schneeglöckchen aus der Erde oder wilde Krokusse zeigen sich in den Ecken. Ich schlendere jeden Tag durch unsere «Aussenzimmer». Würde die dünne Eisschicht mich tragen? Max liess es sich nie nehmen, sachte auf das Eis zu stehen. Niemand konnte sich so für das Leben begeistern und so beharrlich etwas wollen wie Max. Sein unverkennbares Lachen, sein iiiiiiiiiiiihh und seine schnellen Bewegungen mit den Händen, wenn er sich freute. Ich vermisse ihn. Manchmal höre ich es, sein fröhliches «De Max chunnt au».

Der Morgenstern Karl Ove Knausgård

„Ich sass vollkommen still.“

Mitarbeitergespräch

von Katharina Michel, Amriswil

Eines Morgens findet der Chef eine Mail mit folgendem Wortlaut in seinem Postfach:

Betreff: Standortbestimmung

Sehr geehrter Herr Meister, bitte finden Sie sich am Donnerstagmorgen um 8 Uhr in der Lingerie ein.

Freundliche Grüsse

Blerta Ajeti

Abteilungsleiterin Wäscherei

Zuerst musste er nachschauen, wo sich denn die Lingerie befindet und was man dort eigentlich macht. Neugierig stieg er ins Untergeschoss und kämpfte sich durch eine duftende Dampfwolke. Da die Türen nicht angeschrieben waren, klopfte er aus Versehen beim Eingang in den Heizungsraum. Als dann niemand öffnete, schaute er sich um und stand einer korpulenten Frau mit Schürze, Kopftuch und hochgekrepelten Ärmeln gegenüber.

«Guten Tag, Herr Meister!» Sie streckte ihm ihre rotgeschrubbte Hand entgegen. «Schön, dass Sie fast pünktlich gekommen sind!» Sie dirigierte ihn in eine Art Besenkammer und schob ihm einen ausgebleichten Klappstuhl hin. Selber zog sie sich einen Hocker unter das Gesäss. «Möchten Sie ein Glas Wasser?», fragte sie ihn. «Es hat genug, wir sind hier an der Quelle, wie Sie sehen.» Er winkte ab. Ein schelmisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. Ein etwas farbloser Mann, dachte sie. Einer, der aufrichtig ist, aber sonst nichts draufhat. Und hier war sie in ihrem Reich, sie kannte sich aus. «Herr Meister, Sie sind jetzt schon seit fünf Jahren in unserer Firma, daher ist es höchste Zeit, dass wir uns einmal über Ihre Arbeit unterhalten.» Der Chef rutschte verlegen auf seiner ungewohnten Plastikunterlage herum, er war sich an weichere Sitzflächen gewöhnt. Irgendwie fühlte er sich wie in einem seltsamen Traum, aus dem er nicht aussteigen konnte. «Was wollen Sie denn besprechen?», fragte er befremdet in das Brummen und Schmatzen der Waschmaschinen hinein. Die Frau platzierte ihre Füsse, die in robusten Gesundheitsschuhen steckten, breitbeinig auf dem hellen Fliesenboden, lehnte sich leicht nach vorn und stellte die Hände auf ihren Schenkeln ab, die Ellbogen raumgreifend nach aussen gestemmt. Herr Meister wich zurück.

«Wie geht es Ihnen?», leitete sie das Gespräch ein. «Danke, geht so», antwortete Herr Meister und schaute auf die Uhr, was der Wäscherin nicht entging. «Keine Angst, es dauert nur eine halbe Stunde.» Sie räusperte sich, schaute ihm direkt in die Augen und eröffnete das eigentliche Interview: «Bitte schätzen Sie sich selbst ein. Skala eins bis zehn: Wie gut gefällt Ihnen Ihr Job?» Er überlegte kurz, ob er sich überhaupt auf das Spiel einlassen sollte. So kam es ihm vor, wie ein Spiel. «Sieben Komma fünf», rückte er schliesslich heraus. «Nur ganze Zahlen, wenn ich bitten darf. Etwas mehr Entscheidungsfreude hätte ich von Ihnen schon erwartet.» Er verdrehte unmerklich die Augen. «Dann eben sieben.» «Und wo möchten Sie gerne stehen?» «Wie bitte?» Sie half nach: «Ist sieben für Sie in Ordnung oder möchten Sie sich auf acht oder höher steigern?» «Ach, es ist gut so», meinte er. «Es gefällt mir besser als in meinem letzten Job. Ein ziemlich laienhaft geführter Betrieb war das!» «So. Sie lästern über Ihren früheren Arbeitgeber ... Übrigens sollten Sie etwas mehr Ehrgeiz zeigen, schliesslich bekommen Sie das höchste Gehalt von allen Angestellten.» «Das geht Sie nichts an», begehrte er auf. «Immerhin habe ich den Master in Business Management Major...» «Bitte sprechen Sie Deutsch mit mir, sonst rede ich Albanisch!» «...Economics and Healthcare Management. Geht leider nur auf Englisch.» «Waren Sie deshalb in letzter Zeit so oft abwesend, wegen Ihrer ...

Weiterbildungen? Mir fällt auf, dass Sie oft gesucht werden, von Patientinnen oder deren Angehörigen, manchmal auch vom Personal.» Der Chef richtete sich auf: «Wissen Sie, wenn man auf einer hohen Führungsebene arbeitet, hat man zahlreiche Verpflichtungen und Auswärtstermine wahrzunehmen und kann nicht immer vor Ort sein. Ich muss mit Entscheidungsträgern aus Politik und Wirtschaft verhandeln, damit der Betrieb optimal aufgestellt bleibt und sich entwickeln kann. Gerade steht ein Erweiterungsbau für die Dementenabteilung an, das konnten Sie der Heimzeitung entnehmen, falls Sie sie lesen. Der Kunde steht im Zentrum, ist übrigens im Leitbild festgehalten.» «Danke, ja, mir war nicht alles bewusst, Ihr Pflichtenheft ist mir noch nie zu Gesicht gekommen. Wenn ich etwas für die nächste Überarbeitung des Leitbilds anmerken darf: Es gibt auch Kundinnen.» «Ach, dieses Gendergetue!», brummte er leicht gereizt. Deutlicher fügte er an: «Ich gehe davon aus, dass meine Crew kompetent genug ist, um den Laden zu schmeissen, wir stellen nur hochqualifiziertes Personal ein.» Blerta nickte ungerührt. «Nun zum Hauptpunkt», fuhr sie fort. «Wir vom Club der U4000 schlagen Ihnen eine Sparmassnahme vor.» «Wer ist das, Club der 4000?» «U4000», berichtete sie nachsichtig. «Das sind alle Angestellten, die weniger als 4000 Franken brutto verdienen, Teilzeitkräfte hochgerechnet auf ein volles Pensum.» Der Chef kratzte sich am Kopf. Ob er etwas verpasst hatte? Vielleicht war er tatsächlich zu oft abwesend. Entstand hinter seinem Rücken eine Art Pflegeheimguerilla? «Interessant», bemerkte er, es war unklar, ob herablassend oder misstrauisch gemeint. «Sparmassnahmen sind immer willkommen, unterliegen wir doch einem ständigen Kostendruck.» Jetzt war der Blerta Ajeti doch etwas heiss geworden. Sie nahm ein Tuch aus der Schürzentasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sie erhob sich. «Entschuldigen Sie, ich muss zuerst eine Maschine ausräumen und einen neuen Waschgang starten.» Für einen Augenblick konnte Herr Meister sich umschaun. Rundherum türmten sich Berge von Bettwäsche und Handtüchern. In einem Korb lag ein buntes Durcheinander von Blusen, Röcken und Hosen. «Zum Fliken», stand auf einem am Tisch angeklebten Zettel. Mit k statt mit ck. Am liebsten hätte er den Schreibfehler korrigiert. Aber er beschloss mit tröstlicher Genugtuung, den Mund zu halten. Frau Ajeti kam auch schon zurück, desinfizierte sich die Hände und setzte sich. Erneut nahm sie das Gespräch auf: «In letzter Zeit waren viele Menschen im Homeoffice, auch Sie. Das mag ein Stück weit erklären, warum Sie, neben anderen Verpflichtungen, wie ich soeben erfahren habe, unauffindbar waren. Ich habe gehört, dass sich diese Arbeitsform bewährt hat und dass gewisse Leute sogar effizienter arbeiten, wenn sie das von zu Hause aus tun. Es förderte tatsächlich die Selbständigkeit der Angestellten hier im Betrieb. Da dachten wir, Sie könnten Ihren Arbeitsplatz definitiv nach Hause verlegen.» Sie machte eine Pause, um ihre Aussage wirken zu lassen. Und bevor er zu Wort kam: «Sie werden sich fragen, warum gerade Sie? Das hat verschiedene Gründe. Gesundheitspersonal, Reinigungsfachleute und Wäscherinnen kann man nicht auslagern, das versteht sich von selbst. Zudem haben Sie mit Abstand das grösste Büro mit der kleinsten Ausnützungsquote. Wenn dieser Raum frei würde, hätten wir endlich einen anständigen Ort für unsere Kaffeepausen. Selbstverständlich hätten Sie weiterhin ein Besuchsrecht bei uns. Wir würden uns sogar herzlich freuen, mit Ihnen ab und zu ungezwungen zu plaudern. Auf Augenhöhe – wie es im Leitbild geschrieben steht.» Mit dem Auftrag, sich das Ganze durch den Kopf gehen zu lassen, entliess sie den Chef, der wegen seiner weichgewordenen Knie den Lift an die Erdoberfläche nahm.

Verrückt nach Schweden Miika Nousiainen

«Einer der aufrichtig ist, aber sonst nichts draufhat.»

4. Bischofszeller Schreibwettbewerb „schreibLust & lesenacht“ 2022

Organisation

Bibliothek Bischofszell
Bücher zum Turm, Bischofszell
Schreibwerk Ost, Iselisberg, Uesslingen-Buch

Jury

Texte Kinder

Jutta Benedix-Niedermann, Bibliothekarin
Jana Herzog, Primarlehrerin
Peter Höner, Autor und Schauspieler
Reto Trunz, Kulturvermittler und Pädagoge

Texte Jugendliche und Erwachsene

Elisabeth Geisser, Bibliothekarin und Buchhändlerin
Charlotte Kehl, Gründerin des Bischofszeller Schreibwettbewerbs
David Lendenmann, Deutschlehrer PMS Kreuzlingen
Michèle Minelli, Autorin und Ausbildungsleiterin
Georg Stelzner, Redaktor Thurgauer Zeitung

♥ lichen Dank für die wertvolle Unterstützung!



Thurgauische Kulturstiftung

Ottoberg

Dr. Heinrich Mezger-Stiftung



SCHWEIZER BÜCHERBON
Das sinnlich sinnvolle Geschenk.



KREATIV WERKSTATT 24
HEIKE FELBER, BÜLACH



Schreibwerk | Ost

Ein Zuhause für dein Schreiben

